Zeitschrift: Tugium : Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug, des Amtes für Denkmalpflege und Archäologie, des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug und der Burg Zug

Herausgeber: Regierungsrat des Kantons Zug

Band: 26 (2010)

Artikel: Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-526236

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Amt für Denkmalpflege und Archäologie

Wissenschaftlicher Tätigkeitsbericht 2009

Die denkmalpflegerische Tätigkeit betraf im Wesentlichen die Betreuung von Unterschutzstellungen und Beitragsgewährungen und in diesem Zusammenhang die Vorbereitung der Geschäfte der Denkmalkommission, die Beurteilung der Schutzwürdigkeit von Bauwerken im Zusammenhang mit der Aufnahme oder der Entlassung aus dem Inventar der schützenswerten Baudenkmäler, die Administration der Beitragszahlungen und die Begleitung von Restaurierungen. Zu den weiteren Aufgaben gehörten die Stellungnahme zu Planungen und Bauvorhaben zuhanden der kommunalen und kantonalen Baubehörden, die Expertenmitwirkung bei Beschwerden gegen kommunale Baubewilligungen (Teilnahme an Augenscheinen und Stellungnahmen), die Beratung von Baubehörden und Privaten sowie die Mitwirkung in Beurteilungsgremien von Wettbewerben und Studienaufträgen, die Durchführung von Kulturgüterschutzmassnahmen (z. B. Einsatzpläne für Feuerwehren und Zivilschutzorganisation) und Öffentlichkeitsarbeit. Bauvorhaben und Planungen, zu denen die Denkmalpflege nach Vorgabe des Denkmalschutzgesetzes zuhanden der Standortgemeinde bzw. des Amtes für Raumplanung Stellung nahm, betrafen schützenswerte und geschützte Denkmäler, den Umgebungsschutz von Denkmälern sowie Objekte in Ortsbildschutzzonen. Die Denkmalpflege begleitete im Berichtsjahr 2009 rund 300 Bauvorhaben und Planungen.

Neben der Bereitstellung von wissenschaftlichen Grundlagen für Unterschutzstellungen und Dokumentationen der Denkmalpflege stand die Erarbeitung des Konzepts für die Neubearbeitung der «Kunstdenkmäler der Stadt Zug» im Vordergrund. Dieses wurde gemeinsam mit der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte (GSK) verabschiedet. Es sieht vor, den historischen Baubestand der Stadt im Rahmen zweier Teilbände der Reihe «Die Kunstdenkmäler der Schweiz» zu bearbeiten und zu publizieren. Die Arbeiten dafür sind schon im Gange. Als erstes Ergebnis der Forschungen kann der Kunstführer «Das Rathaus in Zug» gesehen werden, der im Rahmen des 500-jährigen Bestehens von der Bürgergemeinde Zug herausgegeben wurde. Ein weiterer Schwerpunkt stellt die Kirche St. Oswald dar. Das bedeutendste Stadtzuger Baudenkmal soll in einer Monografie der Reihe «Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug» gewürdigt werden. Über seine Arbeit konnte der wissenschaftliche Mitarbeiter anlässlich der Vernissage des Kulturführers Franziskusheim Oberwil, über das Rathaus Zug vor dem Zuger Verein für Heimatgeschichte und der Bürgergemeinde Zug referieren. Anlässlich mehrerer Führungen wurden Zuger Baudenkmäler vorgestellt.

Die Kantonsarchäologie gräbt bedrohte Fundstellen aus, stellt die Funde sicher und ist für deren vorsorgliche Erhaltung verantwortlich. Sie erstellt Dokumentationen, wertet die Untersuchungen wissenschaftlich aus und publiziert die Ergebnisse. Die Fachstelle führt auch Bauforschungen in historischen Gebäuden durch und liefert damit Grundlagen, welche zum umfassenden denkmalpflegerischen Verständnis der Bauten notwendig sind. Das Berichtsjahr stand im Zeichen «archäologischer Hochkonjunktur». Wegen der intensiven Bautätigkeit mussten archäologische Rettungseinsätze am Laufmeter geleistet werden, darunter auch sehr aufwändige Untersuchungen: 8 Rettungsgrabungen, 11 Bauuntersuchungen, 14 Sondierungen und Feldbegehungen sowie 23 Aushubüberwachungen und 11 Umbaubegleitungen/Kurzdokumentationen.

Mitarbeitende wirkten bei diversen Publikationen in verschiedenen Zeitschriften und Monografien mit, hielten diverse Vorträge und boten zahlreiche Grabungsführungen. Ein besonderer Höhepunkt war das von der Kantonsarchäologie mitorganisierte «Burgfäscht» am 6. Juni 2009 in Hünenberg, an dem die Korporation Hünenberg die frisch restaurierte Burgruine mit einem Festakt, einem Markt und einer kleinen Ausstellung der trotz Regenwetter zahlreich angereisten Bevölkerung übergab. Die auf der Burg installierte Informationstafel wurde in Zusammenarbeit mit dem Amt für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Zug neu erstellt, und die Einwohner der Gemeinde erhielten einen Faltprospekt zur Geschichte «ihrer» Burg (vgl. Tugium 25, 2009, 163–184). Gegen 1000 Besuchende profitierten am 12. September 2009 vom «Tag des offenen Pfahlbaus» beim Alpenblick in Cham. Das «Archäologische Jahr» stand auch im Zeichen des Jubiläums «150 Jahre Pfahlbauarchäologie im Kanton Zug». Die Generalversammlung der Vereinigung für Zuger Ur- und Frühgeschichte am 6. Mai 2009 bzw. der anschliessende Vortrag des Kantonsarchäologen sowie ein Jubiläumsanlass am 8. November 2009 bei der Fundstelle Zug-Sumpf waren den Archäologiepionieren gewidmet. Dazu gesellten sich zwei umfassende Forschungsbeiträge zur Geschichte und zum Stand der Pfahlbauforschung im Kanton Zug im Tugium 2009 sowie Beiträge im Zuger Neujahrsblatt und in der Vierteljahreszeitschrift der Gesellschaft Archäologie Schweiz. Im Rahmen eines vom Schweizerischen Natio-

1 **Baar, Büelstrasse 5:** *Aushubüberwachung*

2 **Baar, Jöchler:** *Aushubüberwachung*

3 **Cham, Adelheid-Page-Strasse 11:** *Aushubüberwachung*

4 **Cham, Bachgraben, Alpenblick II:** *Rettungsgrabung*

5 **Cham, Lindencham, Heiligkreuz:** *Feldbegehung*

6 **Cham, Oberwil, Äbnetwald:** *Rettungsgrabung*

7 **Cham, Oberwil 24, Hof, Wohnhaus:** *Bauuntersuchung*

8 **Cham, Rumentikon, Dorfstrasse 98, Hungeli, Wohnhaus:** *Bauuntersuchung*

9 **Cham, Zugerstrasse 76:** *Einzelfund*

10 **Hünenberg, Huobweid:** *Rettungsgrabung*

11 **Menzingen, Hauptstrasse 5, Zum Rössli, Wohnhaus und Restaurant:** *Bauuntersuchung*

12 **Menzingen, Gubel, Kloster Maria Hilf, Waldbruderhaus/Spiritualhaus:** *Bauuntersuchung*

13 **Menzingen, Neudorfstrasse/Alte Landstrasse, Haus Weber:** *Bauuntersuchung*

14 **Menzingen, Neuhusstrasse 5, Alte Kaplanei/Elsenerisches Pfrundhaus:** *Bauuntersuchung*

15 **Neuheim, Rütiweid/Büel:** *Einzelfund*

16 **Risch, Berchtwil 2, Wohnhaus:** *Bauuntersuchung*

17 **Risch, Schwarzbach Süd und Nord:** *Feldbegehung*

18 **Unterägeri, Bommerhüttli, Vielzweckbauernhaus:** *Bauuntersuchung und Ausgrabung*

19 **Unterägeri, Bue, Wohnhaus:** *Einzelfund*

20 **Unterägeri, Chammersbüel, Wohnhaus:** *Bauuntersuchung*

21 **Zug, Ägeristrasse 5, Stadthaus:** *Kurzdokumentation*

22 **Zug, Frauensteinmatt:** *Aushubüberwachung*

23 **Zug, Grabenstrasse 16, Altstadthaus:** *Dendrochronologische Datierung*

24 **Zug, Grabenstrasse 20, Altstadthaus:** *Dendrochronologische Datierung*

25 **Zug, Kirchenstrasse 11, Burg:** *Kurzdokumentation*

26 **Zug, St.-Oswalds-Gasse, Kirche St. Oswald:** *Dendrochronologische Datierung*

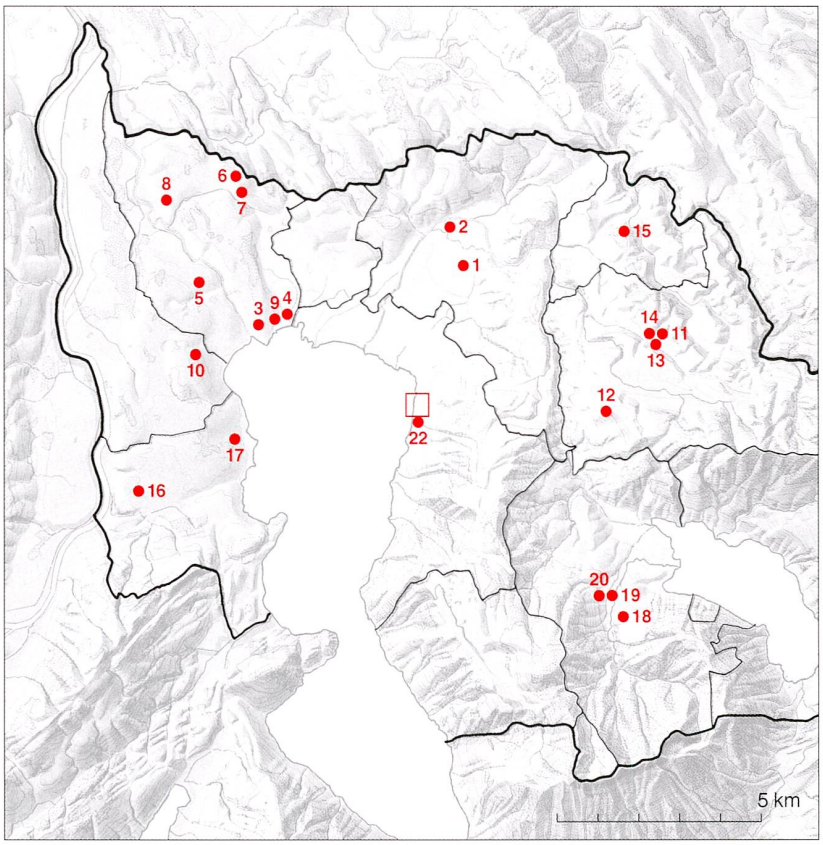
27 **Zug, Schanz 8, Wohnhaus/Ringmauer:** *Kurzdokumentation*

28 **Zug, Unteraltstadt 1, Rathaus:** *Dendrochronologische Datierung*

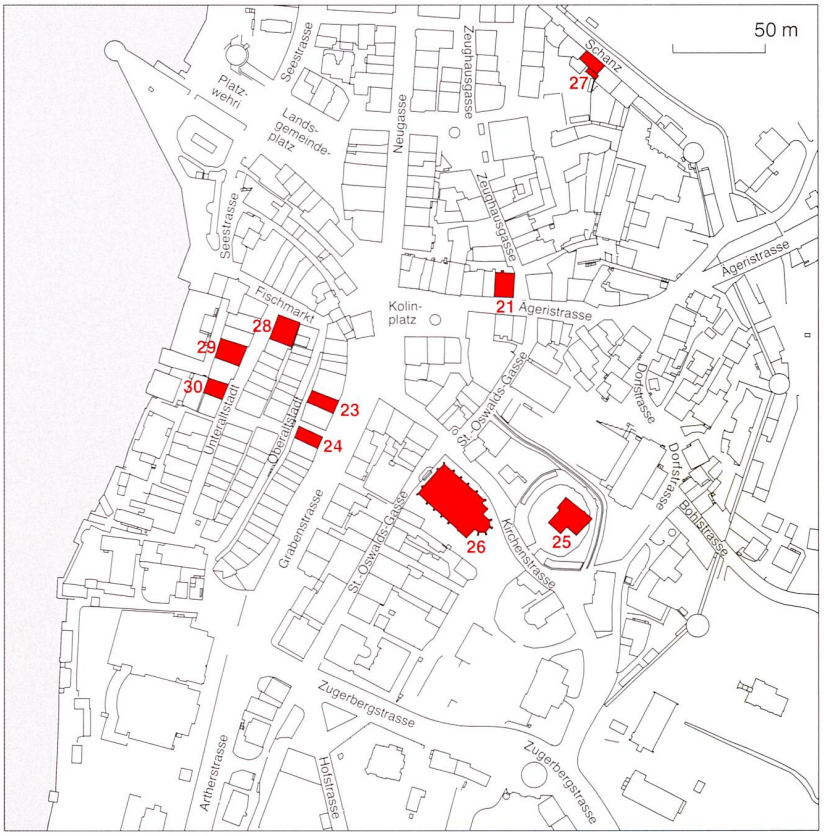
29 **Zug, Unteraltstadt 10, Altstadthaus:** *Ausgrabung und Bauuntersuchung*

30 **Zug, Unteraltstadt 14, Altes Kaufhaus, Altstadthaus:** *Dendrochronologische Datierung*

Kanton Zug. *Objekte, die 2009 von der Kantonsarchäologie bearbeitet wurden und in diesem Band vorgestellt sind (für Objekte in der Innenstadt von Zug s. Karte unten).*



Stadt Zug, Innenstadt. *Objekte, die 2009 von der Kantonsarchäologie bearbeitet wurden und in diesem Band vorgestellt sind.*



nalfonds unterstützten Projekts unter der Leitung des Lehrstuhls für Mittelalterarchäologie der Universität Zürich und mit Unterstützung der Kantonsarchäologie werten zwei Doktorandinnen sowie eine Historikerin archäologische Untersuchungen an Holzbauten des 14. bis 17. Jahrhunderts im Kanton Zug aus. Mehrere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind an Auswertungen von Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Stadt Zug beteiligt, die zu einer ersten Publikation im Rahmen einer «archäologischen Stadtgeschichte» führen sollen. Im Rahmen des Stadtprojektes wurden ausgewählte Funde des Keramikbrennofens in der Oberaltstadt 3 von der Universität Fribourg mineralogisch und chemisch analysiert. An der Universität Bern entstand eine Lizentiatsarbeit über «Die neolithischen Siedlungsreste von Zug-Vorstadt (ZG), Rettungsgrabungen 1991».

Kurzberichte

Baar, Büelstrasse 5: *Aushubüberwachung*

In der Umgebung der Bauparzelle Büelstrasse 5 wurden in den vergangenen Jahren verschiedentlich archäologische Spuren beobachtet. Deshalb überwachten Mitarbeiter der Kantonsarchäologie die Aushubarbeiten. Unter dem aktuellen Humus zeigten sich bis auf die Sohle der Baugrube Sedimente, der hier in früheren Zeiten sporadisch durchfliessenden Lorze. In etwa 160 cm Tiefe konnte man eine etwas dunklere Schicht, wohl einen alten Humus, beobachten. Darin befanden sich vereinzelt Keramikfragmente aus römischer Zeit. Ein weiterer dunkler Horizont von 20 cm Dicke lag 40 cm unter dem römischen Niveau. Hier waren gelegentlich prähistorische Keramikscherben vorhanden. Zwar enthielt die Schicht im östlichen Baugrubenprofil eine lokale Ansammlung von Steinen und eine grubenartige Senke mit Holzkohlestückchen. Trotzdem konnte man eine eigentliche Kulturschicht aber nicht erkennen.

GS-Nr. 102.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1764.
Kantonsarchäologie: Johannes Weiss.

Baar, Inwil, Talacherstrasse 27, Wohnhaus: *Sanierung und Umbau*

Das Wohnhaus an der Talacherstrasse 27 gehört zu den letzten Zeugen spätmittelalterlichen Bauens im Weiler Inwil (Abb. 1). 1987 ergaben dendrochronologische Untersuchungen des Wohnhauses die Erbauungszeit 1572. Konstruiert ist das Holzhaus als Ständerbau mit Schwellenkranz und dreimal drei Ständern, die je über beide Vollgeschosse reichen. Die Wandfüllungen bestehen im ersten Wohngeschoss aus Balken und im zweiten Wohngeschoss aus Bohlen. Die Füllungsart mit Bohlen ist die ältere, was eine Erneuerung des ersten Wohngeschosses impliziert. Im Zuge der Restaurierung in den späten 1980er Jahren wurden Nuten in den Ständern der östlichen Traufseite entdeckt, die auf einen heute nicht mehr vorhandenen Bauteil hinweisen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts mussten der gesamte Dachstuhl neu aufgebaut und die Wände der beiden Giebelfelder als Fachwerk neu konstruiert und aussen verschalt werden, die Fenster wurden vergrössert und in klassizistisch regelmässige Achsen in die Fassaden gesetzt. Auch der Kachelofensitz, die Einbaumöbel und die Vertäferungen von Stube und Nebenstube stammten aus der Zeit um 1850/60.

Das Wohnhaus wurde 1987 in Zusammenhang mit einer Gesamtrestaurierung unter kantonalen Schutz gestellt. Da-

Abb. 1
Baar, Inwil, Talacher 27, Wohnhaus. *Ansicht von Südosten.*

mals wurde das Riegelwerk der Giebelfelder freigelegt und das gesamte Holzwerk gereinigt und behandelt. Bei der Sanierung des Dachstuhls wurde eine kleine Giebellukarne eingebaut, die eine Belichtung des Korridors ermöglicht. Anstelle des vorhandenen Dachflächenfensters wurde neu eine Dachgaube eingebaut, welche weniger aufdringlich erscheinen sollte. Das Ziegeldach musste umgedeckt und isoliert werden, da das Dachgeschoss nun bewohnt war. Durch den schon vorhandenen äusseren Treppenaufgang ins erste Obergeschoss konnte das Gebäude zu einem Zweifamilienhaus ausgebaut werden.

Das Ziel der jüngsten Restaurierung war der Rückbau des Zweifamilienhauses in ein Einfamilienhaus. Im Weiteren wünschte sich die Bauherrschaft eine bessere Isolation des Holzhauses in den beiden Hauptwohngeschossen. Dabei wurde zunächst eine Aussenisolation in Erwägung gezogen. Für die Denkmalpflege war es wichtig, dass der interessante und äusserst markante Ständerbau sichtbar erhalten bleibt. Schliesslich einigte man sich auf eine Innenisolation. In den beiden Geschossen wurde die bestehende Täferverkleidung entfernt, die Holzwände isoliert und das Täfer anschliessend wieder angebracht. Die Bauherrschaft verzichtet also zugunsten des historischen Erscheinungsbildes auf eine maximale Wärmedämmung der Gebäudehülle.

Unter Beibehaltung der äusseren Erscheinung wurden die Aussenwände saniert. Die beiden Giebelfelder in Riegelkonstruktion und die gesamte Eingangsfassade in Blockbauweise samt der vorgestellten Laubenkonstruktion blieben bestehen. Sämtliche Fenster wurden ersetzt. Es handelt sich um neue DV-IV Holzfenster: das heisst, dass das innere Doppel ein durchgehendes Isolierglas mit schmalen Scheibenabstand und das äussere Doppel eine Einfachverglasung mit echten glastrennenden Sprossen ist. An der Ostfassade ist ein Terrassenanbau geplant. Er wird über eine neue verglaste Türe von der Küche her erschlossen. Zusätzlich führt eine Treppe in vier Stufen vom Garten auf die Terrasse, unter der ein Velounterstand eingeplant ist.

Abb. 2
Baar, Inwil, Talacher 27, Wohnhaus. *Wohnzimmer.*

Im Inneren wurde im Kellergeschoss der südliche Raum neu isoliert und zu einem Büro umgenutzt. Im Aussenbereich liess man die Vorzone zum Büro so sanft wie möglich ins bestehende Gartenterrain einfliessen. Im Erdgeschoss erfolgte nebst dem Isolieren der Innenwände der Einbau einer neuen Küche. Im ersten Obergeschoss wurde das Badezimmer erneuert. Im Schlafzimmer war zuerst der Abriss einer alten Blockwand vorgesehen. Im Verlauf des Bauprozesses stellte sich jedoch heraus, dass ein Abbruch aus räumlichen wie gestalterischen Gründen wenig Sinn macht. Heute ist die dunkelbraune Blockwand ein Blickfang im Schlafzimmer und trennt den Schlaf- vom Ankleidebereich. Im Dachgeschoss ermöglichen zwei neue Schleppgauben eine bessere Belichtung der Zimmer. Neu soll zudem eine Treppe von einem dieser Schlafzimmer ins zweite Dachgeschoss führen, wo ausser einem aufgegebenen Dachflächenfenster nichts verändert wurde. Das gesamte Haus erfuhr eine sehr schonende und sorgfältig geplante und ausgeführte Restaurierung (Abb. 2).

Im Kanton Zug sind Ständerbauten spätmittelalterlicher Prägung selten geworden. Die alten Konstruktionsprinzipien sind am Haus Talacherstrasse 27 deutlich ablesbar. Das Wohnhaus von 1572 hat durch die sanfte Restaurierung an Wohnlichkeit gewonnen – ohne historische Substanz einbüssen zu müssen.

Ass.-Nr. 2288a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: d/a/x Atelier für Architektur, Zürich.
Literatur: Tugium 6, 1990, 18f. – KDM ZG NA. 1, 99f.

Baar, Jöchler: *Aushubüberwachung*

Nahe dem Nordrand der Schwemmebene von Baar überwachte ein Mitarbeiter der Kantonsarchäologie den Aushub für ein Haus. Es zeigten sich aber nur Sedimente der Lorze. Erstaunlicherweise fand sich in 1,10 m Tiefe eine eiserne Schnalle, die sich dem Frühmittelalter zuweisen lässt.

GS-Nr. 1428 und 3573.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1771.
Kantonsarchäologie: Johannes Weiss.

Baar, Pfarrkirche St. Martin, Glockenläutanlage: *Restaurierung*

Die seit 1243 urkundlich fassbare Kirche St. Martin wurde in der Mitte des 14. Jahrhunderts nach einer Brandkatastrophe neu aufgebaut. In den Jahren 2003 und 2004 wurde sie letztmals innen und aussen restauriert, 2009 erfolgte nun die Revision der Glockenanlage im Kirchturm.

Im Turm von St. Martin, der nach 1360 an die Nordmauer des gotischen Altarhauses angebaut wurde, befindet sich der Glockenstuhl mit der Bezeichnung «IHS MR. 1·5·9·7». Der mittlere und nördliche Teil nimmt die beiden grössten Glocken auf, während im südlichen, zweigeschossigen Teil unten zwei und oben eine kleinere Glocke hängen (Abb. 3). Die Anordnung der Glocken entspricht derjenigen

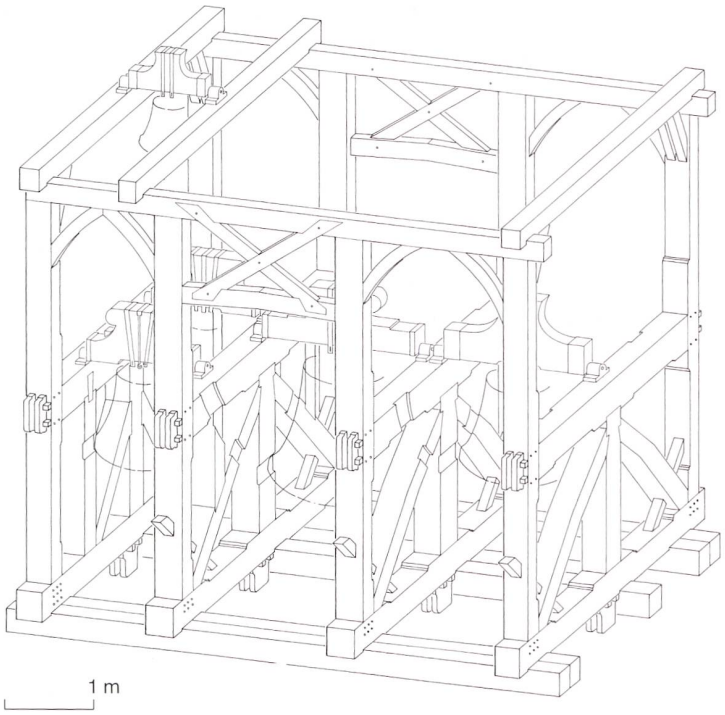


Abb. 3
Baar, Pfarrkirche St. Martin, Glockenläutanlage. *Isometrie des Glockenstuhls.*

Abb. 4
Baar, Pfarrkirche St. Martin, Glockenläutanlage. *Glocke Nr. 5 («Kinderglocke») von 1407. Nach der Restaurierung.*

von 1597, als der Guss der «Grossen Glocke» einen neuen Glockenstuhl bedingte. Einzig das Gebälk unter dem Stuhl wurde 1960 durch eine Betonplatte ersetzt.

Im dreifächrigen Glockenstuhl aus Eichenholz hängen fünf grösstenteils sehr alte Glocken:

Nr.	Bezeichnung	Gussjahr	Durchmesser	Gewicht	Schlagton
1	Grosse Glocke	1597	174 cm	3200 kg	c' –5
2	Alt- oder Endglocke	1465	134 cm	ca.1500 kg	e' +–0
3	Wisiglocke	1519	116 cm	1985 alte Pfund	fis' +2
4	Wiber- oder Hungerglocke	1817	99 cm	550 kg	a' +4
5	Kinderglocke	1407	74 cm	240 kg	d'' –4

Die «Kinderglocke» von 1407, die in diesem Glockenstuhl älteste Glocke, hat einen Durchmesser von 74 cm. Sie klingt im Ton d'' und enthält eine stark plastische, gotische Minuskelinschrift «+ anno · dom · m · cccc · vii · sca · maria · s · martine · s · cirill · s · theodor · s · margaretha · orate · p · nob». Ein kleines Relief zeigt den heiligen Martin als Reiter mit dem Bettler, ausserdem finden sich Medaillons mit den an Lesepulten sitzenden Evangelisten Matthäus und Johannes. Das schlichte Holzjoch über der 240 kg schweren Glocke stammt wohl vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Zweitälteste Glocke ist die «Alt-» oder «Endglocke» von 1465, der 1519 die «Wisiglocke» und 1597 die «Grosse Glocke» folgte. 1817 wurde die jüngste Glocke hinzugefügt, die mit ihren 99 cm Durchmesser und ihren 550 kg die zweitkleinste ist.

Das Bundesamt für Kultur erteilte dem Glockenexperten Hans Jürg Gnehm den Auftrag, den Zustand der Baarer Glockenanlage zu beurteilen und allfällige Sanierungsmassnahmen vorzuschlagen. In seinem Bericht schreibt Gnehm, dass es sich zweifelsfrei um die historisch bedeutendste Glockenanlage des Kantons Zug handle. Zur genaueren Analyse unternahm der Bundesexperte zusammen mit Stefan Muri, Geschäftsleiter der Kirchturmtechnikfirma Jakob Muri AG in Sursee, eine Begehung der Glockenanlage. Auf diesem Kontrollgang wurde beobachtet, dass bei den Glocken Nr. 2 bis 5 die Aufhänge- und Achsbänder der Joche teilweise stark von Rost befallen waren, insbesondere die zur Stabilisierung dienenden Gewinde wurden zum Teil als nicht mehr gängig erkannt. Glocke Nr. 2 war an der Haube beidseitig des Jochs mit je einem Loch durchbohrt, durch welche am Joch befestigte Rundeisenstangen führten. Die Gründe, die zu dieser wenige Jahrzehnte alten Massnahme geführt hatten, konnten nicht eruiert werden. Das Joch von Glocke Nr. 1 stammt aus dem Jahr 1994 und ersetzte damals ein Stahljoch von 1961. Dessen Bänder waren intakt, wirkten aber im Vergleich zu den Bändern der übrigen Glocken ausgesprochen derb. Die Jochlager aller Glocken machten einen erheblich abgenützten Eindruck.

Als Massnahmen empfahl der Bundesexperte, die Aufhänge- und Achsbänder an den Jochen der Glocken Nr. 2 bis 5 zu entrosten und zu sandstrahlen sowie die Gewinde wieder gängig zu machen. Die Beschläge am Joch von Glocke Nr. 5 sollten so umgeschmiedet werden, dass die Glocke wieder in ihrer ursprünglichen Stellung aufgehängt werden konnte.

Die wenig fortgeschrittene Abnützung der Klöppelballen wies darauf hin, dass diese noch relativ neu sind. Gnehm vermutete, dass sie ebenfalls 1994 eingebaut wurden. Bei den Glocken Nr. 1 und 5 sind die Klöppel-Hängebügel kugelgelagert, während sie bei den Glocken Nr. 2, 3 und 4 in zum Teil ausgelaufenen Gleitlagern aufgehängt waren und ersetzt werden mussten. Von den Klöppeln musste nur derjenige der Glocke Nr. 5 ersetzt werden (s. unten).

Die Motoren wiesen laut Gnehm ein fortgeschrittenes Alter auf. Dasselbe galt teilweise auch für die Steuergeber und für die Antriebsketten. Deshalb empfahl der Bundesexperte, die Antriebsmotoren genauer zu untersuchen und gegebenenfalls durch neue zu ersetzen.

Alle Glocken sind in der Vergangenheit bereits mehrmals auf neue Anschlagstellen ausgerichtet worden. Bei den Glocken Nr. 1 bis 4 besteht momentan kein Bedarf zu einer erneuten Drehung, da die bestehenden Schlagmarken noch in den Toleranzbereichen liegen. Hingegen wies die «Kinderglocke» von 1407 (Glocke Nr. 5) eine ausserordentlich starke Abnützung des gesamten Schlagringes auf. Diese liegt in den früher benützten Bereichen zum Teil über der Toleranz: Durch die Schläge wurden bis zu 16% der ursprünglichen Schlagringstärke abgewetzt. Beim Einbau des heutigen Klöppels musste deshalb eine noch intakte Anschlagstelle über der normalen Anschlaghöhe gewählt werden musste. Dadurch war die Glocke bruchgefährdet und in ihrer ursprünglichen Klangentfaltung beeinträchtigt. Ein Drehen war auf Grund der erheblichen Schlagringabnützung nicht mehr möglich.

Für die von Gnehm empfohlene Restauration der Glocke Nr. 5 musste die Glocke ausgebaut und vom Turm genommen werden. Durch die Firma Lachenmeyer im bayerischen Nördlingen wurde der abgenützte Schlagring durch Anschweissen von Bronze wieder in den ursprünglichen Zustand versetzt, wobei die Glocke auf 1100 °C erhitzt werden musste. Das Nördlinger Glockenschweisswerk wendet diese Massnahme seit mehreren Jahrzehnten erfolgreich und denkmalpflegerisch allgemein anerkannt an. Zwar treten als Folge des Schweissvorgangs an der Glockenoberfläche Verfärbungen auf, das Eliminieren der Bruchgefahr und das Wiedergewinnen des ursprünglichen, volleren und weicheren Klanges rechtfertigen diese Massnahme auch angesichts der grossen historischen Bedeutung der gesamten Glockenanlage aber zweifellos.

Weil sich der bisherige Klöppel für die neue Schlagringstärke nicht mehr eignete, erhielt die Glocke Nr. 5 einen neuen Glockenklöppel aus weichem Schmiedeeisen und neue Befestigungsriemen aus Kernleder. Bei dieser Gelegenheit wurde die Glocke durch den Bundesexperten vor und nach dem Schweissen auch einer Klanganalyse unterzogen. Die Schlagtonhöhe richtet sich nach der Höhe und Weite («Mensur») und nach der Metallstärke des Glockenwandprofils (Rippe). Die Zusammensetzung der Teiltöne im Glockenmantel kann durch Aufsetzen von Stimmgabeln an der Flanke auf einen Sechzehntel-Halbton genau ermittelt werden.

Die Pfarrkirche St. Martin steht seit dem 18. September 1972 unter kantonalem Schutz und zudem unter Bundesschutz. Die Zusicherung einer Subvention an die Sanierung der Glockenläutanlage war deshalb unbestritten. Die denkmalpflegerischen Massnahmen betrafen neben der oben beschriebenen Revision bzw. Restaurierung der Glockenanlage auch den Ersatz der Aufstiegsleiter, den Schmierservice für die Uhr sowie Transmissions-Schutzrohre und Schutzhauben für das Uhrschlaggetriebe.

Das in mehr als vier Jahrhunderten gewachsene Ensemble von fünf Glocken ist nach der Restaurierung von 2009 wieder in seinem eigenwilligen, kontrastreichen Zusammenklang instandgesetzt. Auch die Glocke Nr. 5, die mit Abstand älteste Glocke des gesamten Glockenstuhls, überzeugt wieder in Klang, Aussehen und Stabilität (Abb. 4).

Ass.-Nr. 73a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Literatur: Josef Grünenfelder, Die Glocken im Kanton Zug. Zug 2000 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 4), 17–21. – KDM ZG NA. 1, 32–35.

Baar, Unterdeubüel, Trotte: *Sanierung und Umbau*

Der Hof Unterdeubüel stellt ein Beispiel für einen in der Gegend von Baar charakteristischen, spätmittelalterlichen Hof dar, der im Verlaufe des 18. und 19. Jahrhunderts mit neuen bzw. zusätzlichen Ökonomiegebäuden den geänderten Besitzverhältnissen und wirtschaftlichen Bedürfnissen angepasst worden ist. Im Zentrum steht das lang gezogene Doppelwohnhaus, bei welchem die Wandlung von einem Vielzweckbau mit zwei Wohnteilen zu einem Doppelwohnhaus deutlich zu erkennen ist. Zum nordöstlichen Hausteil gehört ein Wasch- und Brennhaus, das vor 1813 in Fachwerkbauweise errichtet wurde. Bereits im 19. Jahrhundert enthielt das kleine Ökonomiegebäude eine Wohnung, seit etwa 1870 wurde es jedoch als Trotte und später als Werkstatt und Garage genutzt. Seine Gesamtform und das konstruktive Wand- und Dachgefüge sind in traditionellen Materialien und handwerklicher Ausführung gehalten.

Die Bauherrschaft beabsichtigte, den nördlichen Hausteil des Doppelwohnhauses abzubrechen und wieder aufzubauen. Der südliche Hausteil war in jüngerer Zeit umgebaut und umfassend saniert worden. Ein Abbruch und Wiederaufbau kann jedoch aufgrund der geltenden raumplanerischen Bestimmungen im Kanton Zug nur bewilligt werden, wenn dies aus denkmalpflegerischer Sicht begründbar ist. So wurde die kantonale Denkmalpflege aufgefordert, die Schutzwürdigkeit der Hofgruppe Unterdeubüel zu beurteilen. Für die Denkmalpflege war schnell klar, dass eine sorgfältige Planung dem Erhalt der Hofgruppe dient. So konnten gleich vier Gebäude ins Inventar der schützenswerten Baudenkmäler aufgenommen werden, unter anderem auch die Trotte.

Abb. 5
Baar, Unterdeubüel, Trotte.
Ansicht von Nordwesten.

In enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege entwarfen die Architekten ein Umbauprojekt. Ziel war es, möglichst viel an originaler Bausubstanz zu erhalten. Die Trotte wurde in ein Einfamilienhaus umgebaut (Abb. 5). Die Öffnungen im Erd- und Obergeschoss waren mehrheitlich vorgegeben und konnten in das Umbauprojekt übernommen werden. Zur Belichtung der beiden Dachkammern wurden die Giebelfelder mit einem vertikalen, losen Bretterschirm verkleidet. Die Bretter stehen im 90°-Winkel zur Fassade, und je nach Betrachtungswinkel bleibt die Geschlossenheit des Giebelfeldes mehr oder weniger erhalten. Auf den Bretterschirm folgt eine Verglasung der Giebelfelder. Ein interessantes Streiflicht gelangt in die Innenräume. Kontrovers diskutiert wurde die Anzahl und der Standort von zusätzlichen Dachflächenfenstern. Für eine möglichst gleichmässige Lichtverteilung wurden die Lichtquellen entlang der inneren Trennwände der beiden Kammern situiert.

Die gelungene Sanierung und Umnutzung der Trotte dient dem Erhalt der bedeutenden Hofgruppe.

Ass.-Nr. 246b.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Felber Röck Baggenstos Architekten AG, Baar.
Literatur: Benno Furrer, Häuser am Weg 5: Büessikon–Tann–Deubüel (Faltprospekt). Baar 2001. – KDM ZG NA.1, 111.

Cham, Adelheid-Page-Strasse 11: *Aushubüberwachung*
Nach dem Abbruch bestehender Gebäude an der Adelheid-Page-Strasse wurde an deren Stelle der Aushub für einen Neubau vorgenommen. In dieser Baugrube konnten keine archäologisch interessanten Spuren festgestellt werden. Für den Abtransport des Aushubmaterials hatte man Tage zuvor unbeobachtet eine Zufahrtsstrasse vom Seeweg Richtung Norden ausgehoben und mit Schotter verfüllt. Im verbleibenden Westprofil über der Fahrpiste zeigte sich auf einer Breite von 7 m stark gerötetes Material. Dabei dürfte es sich um Spuren von Kalkbrennöfen handeln. Auf dem südlich anschliessenden Grundstück waren nämlich beim Bau eines Tennisplatzes 1987 derartige Ofenanlagen zum Vorschein gekommen. Vielleicht stehen die Öfen im Zusammenhang mit Bautätigkeiten im nur einen Steinwurf entfernten ehemaligen Städtchen St. Andreas.

GS-Nr. 281.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1796.
Kantonsarchäologie: Johannes Weiss.
Literatur: Tugium 4, 1988, 17.

Cham, Bachgraben, Alpenblick II: *Rettungsgrabung*
Am 6. Juli 2009 wurde im Alpenblick mit den Grabungsarbeiten begonnen. Im Bereich mit guten Bedingungen für die Schichterhaltung wurden rund 200 m² Fläche ausgegraben und dokumentiert (Feingrabung). Im Bereich mit weniger guter Schichterhaltung wurden rund 500 m² in einem wesentlich gröberen Verfahren ausgegraben (Grobgrabung). Mit Hilfe einer grossen Schlämmanlage gelang es, viele Kleinfunde zu bergen. Anschliessend wurden mit Unterstützung eines Baggers die im Boden befindlichen Holzpfähle der ehemaligen Häuser freigelegt.

Insgesamt konnten bereits rund 3000 Pfähle dreidimensional eingemessen und beprobt werden. Von 39 Hölzern wurden die Jahrringbreiten gemessen. Zusätzlich wurde ein digitaler Pfahlplan erstellt. Die Dichte der Holzpfähle in den gegrabenen Flächen liegt im Schnitt bei etwa 10 Pfählen pro Quadratmeter. Dies ist ein Beleg dafür, dass wir es mit Hölzern mehrerer, nicht gleichzeitiger Siedlungen zu tun haben.

Abb. 6
Cham, Bachgraben, Alpenblick II. *Dolch aus Bronze mit ankorrodierter Lederscheide.*

Im Grobgrabungsbereich findet sich im Wesentlichen ein sogenannter Reduktionshorizont mit Funden verschiedener Zeitstellungen. Die Funde datieren mehrheitlich in die Jungsteinzeit (Horgener Kultur und Schnurkeramik-Kultur), aber auch in die frühe und mittlere Bronzezeit. Die Funde sind sehr zahlreich, darunter ausserordentlich seltene Stücke. Als Beispiel für die seltenen Stücke sei ein frühbronzezeitlicher Bronzedolch genannt (Abb. 6). Solche Dolche sind generell eine Rarität. Zudem kann hier nachgewiesen werden, dass am Metall eine (nur unter dem Mikroskop sichtbare) ankorrodierte Lederscheide haftet.

In einem Teil des bisher ausgegrabenen Feingrabungsbereichs wurden Zerstörungen durch die Bautätigkeit für die Hochhäuser «Alpenblick I» in den 1960er Jahren festgestellt. Im nördlichen Abschnitt des Feingrabungsbereichs hingegen nimmt die Güte der Erhaltung schlagartig zu. Hier fassen wir zwei übereinanderliegende, durch sterile Seekreide getrennte Schichtpakete. Das ältere datiert in die ältere Horgener Kultur (um 3100 v. Chr.), während das jüngere überraschenderweise Reste von zwei Siedlungen enthält, nämlich solche der jüngeren Horgener Kultur (um 2800 v. Chr.) sowie solche der Schnurkeramischen Kultur (um 2450 v. Chr.). Die Seekreideschicht zwischen den beiden älteren Dörfern belegt einen Siedlungsunterbruch. Zwischen den beiden jüngeren Dörfern fehlt eine solche Trennschicht bis jetzt. Die Baustrukturen der Dörfer (Steinplanien, Lehmböden, Feuerstellen aus Lehm), aber auch der Brandschutt des ältesten Dorfes, welches offenbar abgebrannt ist, lassen sich sehr gut fassen und untersuchen. Die gut konservierten Schichten in der nördlichen Feingrabungszone sind zudem fundreich. Erhalten sind vor allem Keramikgefässe sowie Werkzeuge, Waffen und Schmuck aus Knochen und Hirschgeweih sowie Stein und Feuerstein. Schichtreste oder Funde jüngerer, in der Grobgrabung nachgewiesener Zeiten (Früh- und Mittelbronzezeit) sind im Feingrabungsbereich bislang noch nicht vertreten.

Schnurkeramische Fundstellen waren im Kanton Zug bislang sehr selten. Es handelt sich bei den Besiedlungsresten um ausgesprochen späte Hinterlassenschaften dieser Kultur. Für eine Spätdatierung sprechen nicht nur die Funde selber, sondern es liegen bereits Dendrodaten vor, welche die typologische Datierung bestätigen. Der jüngste Pfahl datiert ins Jahr 2420 v. Chr. Dieses Datum entspricht dem jüngsten jemals ermittelten schnurkeramischen Dendrodatum der Schweiz. In Cham-Bachgraben liegt damit nicht nur die jüngste schnurkeramische Siedlung der Schweiz verborgen, es dürfte sich auch um eine der jüngsten bislang bekannten neolithischen Seeufersiedlungen im gesamten Alpenvorland handeln.

GS-Nr. 2300, 2312 und 2375.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 448.04.
Kantonsarchäologie: Annick de Capitani und Gishan Schaeren.
Örtliche Leitung: Annick de Capitani und Benedikt Lüdin.
Literatur: Josef Speck, Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen am Zugersee. Zug 1991 (Schriften des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug 40), 16–18. – Ulrich Eberli, Die schnurkeramische Kultur im Kanton Zug. Tugium 20, 2004, 175–181. – Ulrich Eberli und Kurt Altorfer, Feuersteindolche aus dem Museum für Urgeschichte(n) in Zug. Tugium 25, 2009, 141–154, besonders 143f.

Cham, Lindencham, Heiligkreuz: *Feldbegehung*
Durch den Pflug werden in Heiligkreuz immer wieder Funde des einstigen, seit 1933 bekannten römischen Gutshofes an die Oberfläche befördert. Diese werden sporadisch von Mitarbeitern der Kantonsarchäologie Zug aufgesammelt. Dabei fand sich in diesem Jahr neben zahlreichen, vorläufig unbestimmbaren oder neuzeitlichen Metallobjekten ein Meisel aus Eisen. Sicher der römischen Epoche zuweisbar ist ein Spielstein aus schwarzem Glasfluss.

GS-Nr. 2228.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1492.03.
Kantonsarchäologie: Johannes Weiss.
Literatur: Toni Hofmann, Zum mutmasslichen römischen Gutshof bei Lindencham-Heiligkreuz. Tugium 19, 1993, 100–104. – Beat Horisberger, Ein römischer Gutshof im Zentrum von Baar. Mit einem Ausblick auf die Besiedlung des Kantons Zug in römischer Zeit. Tugium 19, 2003, 111–144. – Tugium 22, 2006, 23.

Cham, Oberwil, Äbnetwald: *Rettungsgrabung*
Die neue Grabungsetappe im Äbnetwald schliesst südöstlich an die letztjährige an. Die Befunde wurden wiederum mit dem Bagger lediglich etwa 10 cm unter dem ehemaligen Waldboden freigelegt. Es wurden weitere sechs (möglicherweise sieben) spätbronzezeitliche Brandgräber gefunden, die sich entlang der Westflanke einer von Nordnordwest nach Südsüdost verlaufenden Krete befinden. Zusammen mit den Gräbern der letzten Etappe lassen sich zwei parallel zur Krete verlaufende Achsen feststellen, die zueinander einen Abstand von ca. 10 m haben. Auf diesen Achsen verteilen sich die Gräber in einigermassen regelmässigen Abständen. Die Gräber wurden dort, wo sie durch Pflug und Bewuchs nicht schon zu stark in Mitleidenschaft

gezogen waren, als Block geborgen (Abb. 7) und im Labor ausgegraben. Dabei konnte festgestellt werden, dass es sich immer um Gruben handelte, von denen zumindest der obere Teil ausnahmslos vom Pflug gekappt war. Bis auf ein Urnengrab handelte es sich um Brandschüttungsgräber, die teilweise mehrere Gefässbeigaben (in einem Grab zwei Gefässpaare und ein grösseres Gefäss) enthielten. Auch in der Grabungsetappe 2009 wurden zudem Metallbeigaben wie Mohnkopfnadeln und gerippte Armreifen – immer mit Spuren von Feuereinwirkung – gefunden, welche die Gräber in die Phase Bz D datieren lassen. Im Westen wird die Krete durch eine Geländemulde begleitet, die zunächst als natürlicher Wasserlauf funktioniert haben dürfte und später mit einer Steinpackung zu einer eigentlichen Drainage ausgebaut wurde. Die zeitliche Stellung dieses Befundes ist noch zu präzisieren, es gibt jedenfalls einzelne römische Funde daraus.

Auch in den nächsten Jahren wird der Wald an der Kantonsgrenze weiter gerodet und das Gelände schliesslich dem Kiesabbau zugeführt. Neueste Prospektionsfunde aus diesen Waldteilen lassen vermuten, dass das Gräberfeld sich noch einiges über die bereits gegrabenen Flächen hinaus nach Norden erstreckt.

GS-Nrn. 795, 797 und 798.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1517.02.
Kantonsarchäologie: Benedikt Lüdin, Johannes Weiss, Gishan Schaeren und Renata Huber.
Örtliche Leitung: Benedikt Lüdin.
Literatur: JbAS 92, 2009, 276. – Tugium 25, 2009, 21.

Abb. 7
Cham, Oberwil, Äbnetwald. *Ein Mitarbeiter der Kantonsarchäologie gipst ein Grab als Block ein. Der Block wird später im Labor aufgesägt, und das Grab kann sorgfältig ausgegraben werden.*

Cham, Oberwil 24, Hof, Wohnhaus: *Bauuntersuchung und Umbau*

Das Doppelbauernhaus Hof beim Weiler Oberwil wurde während des Umbaus 2009 archäologisch untersucht. Das langgestreckte, Nord–Süd ausgerichtete Gebäude besteht aus zwei im Abstand von 1 m errichteten Bohlenständerbauten unter einem durchgehenden Dach. Der Zwischenraum (Abb. 8) erinnert an die Ehgräben in der Zuger Altstadt. Der südliche Hausteil steht seit 1994 unter Denkmalschutz, und der nördliche Hausteil ist eingreifend umgebaut worden.

Die beiden im Grundriss ungefähr quadratischen Hausteile stehen auf gemauerten Sockelgeschossen (Aussenmasse im Norden 10,2 × 8,6 m, im Süden 9 × 8,5 m). Das Sockelgeschoss des nördlichen Hausteils ist nur in der Osthälfte unterkellert; die Westhälfte unter der ehemaligen Küche war nicht unterkellert (Abb. 9). Der Keller des südlichen Hausteils umfasst hingegen den gesamten Ständerbau. Die beiden Bohlenständerbauten sind aus Nadelholz und weisen nahezu die gleiche Struktur mit drei Reihen zu je drei zweigeschossigen Ständern auf. Es handelt sich also um zwei Räume tiefe und zwei Räume breite Häuser. Im Unterschied zum 8,7 m breiten südlichen Hausteil, der an der Westseite über eine 1,3 m breite Laube verfügt, ist der nördliche Hausteil 10 m breit und besitzt keine Laube. Der Bereich der Laube ist also in den nördlichen Hausteil integriert. Ab dem zweiten Wohngeschoss sind beide Hausteile zusammengebaut, d. h. der nördliche Hausteil greift über den genannten Zwischenraum. Die Küchen waren in den südwestlichen und die Stuben in den südöstlichen Räumen im unteren Wohngeschoss angeordnet.

Die Treppe vom ersten ins zweite Wohngeschoss ist im südlichen Hausteil im Südwestraum, also in der Küche angeordnet, wo sich Reste eines grossen Kaminhutes fanden. Vom Treppenaufgang waren im zweiten Wohngeschoss die Laube, der Dachstock und die weiteren Kammern erreichbar, wobei die Nordostkammer durch die Nordwestkammer betreten werden musste. Das Dach steht auf zwei stehenden Stühlen, wobei der nördliche Dachstuhl eine nachträgliche Konstruktion ist. Überhaupt ist der nördliche Hausteil komplett umgebaut, insbesondere dessen Nordfassade ist von Grund auf erneuert. Beim südlichen Hausteil wurden vor allem die Bohlen der Fassaden mit Kantholzfüllungen ersetzt.

Zur Datierung wurden dem nördlichen Hausteil zehn Nadelholzproben entnommen. Drei Proben sind mit Waldkante 1745/46, 1754/55, 1755/56 ausgestattet. Mit dem Bau des nördlichen Hausteils kann frühestens im Frühjahr 1756 gerechnet werden. Dem südlichen Hausteil sind zwanzig Nadelholzproben entnommen worden. Acht Proben weisen Waldkanten in folgenden Jahren auf: zweimal 1719/20, 1745/46, 1749/50 und viermal 1755/56. Mit dem Bau des südlichen Hausteils kann ebenfalls frühestens im Frühjahr 1756 gerechnet werden. Beide Ständerbauten sind

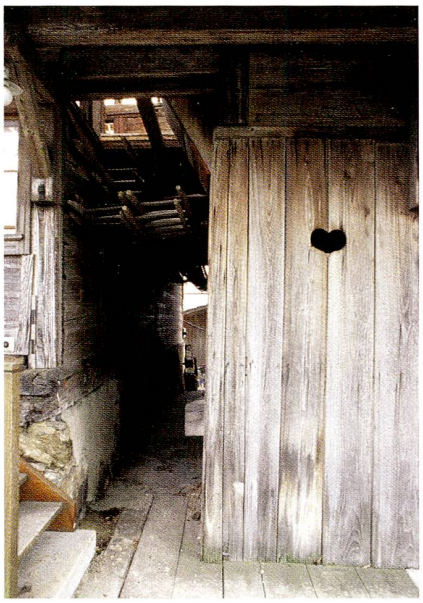


Abb. 8
Cham, Oberwil 24, Hof. *Der 1 m breite Zwischenraum zwischen den beiden Hausteilen, Blick nach Osten. Rechts im Vordergrund ein jüngerer Abortanbau.*

Abb. 10
Cham, Oberwil 24, Hof. *Stube des südlichen Hausteils mit dem Buffet von 1773 (rechts) und dem Kachelofen, dessen Bestandteile aus den Jahren 1736, 1779 und 1782 stammen.*

also wahrscheinlich gleich alt. An Wandbohlen einer Binnenwand im südlichen Hausteil fanden sich eingekerbte Nummerierungszeichen, die auf eine Wiederverwendung dieser Bohlen hinweisen dürften. Die Stämme für diese Bohlen sind gemäss dendrochronologischer Analyse nicht vor 1634 (keine Waldkante) gefällt.

Die Stube des südlichen Hausteils weist eine gut erhaltene Ausstattung des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts auf (Abb. 10). Der grüne Kachelofen mit blau bemalten Fayencekacheln ist aus unterschiedlichen Teilen zusammengesetzt. Eine Kranzkachel trägt die Signaturen «Gofr Stüntzi / haffner 1736 / + 5 + julij» und «1736 Joh: / Reinerus, Pinxit», welche auf den Hafner Gottfried Stünzi aus Horgen ZH bzw. auf den Maler Johannes Reiner aus Wädenswil ZH verwiesen. Eine Blattkachel trägt folgende Inschrift: «Osswald Baumgartner / u. Barbara Beütlerin /

Abb. 9
Cham, Oberwil 24, Hof. *Grundriss Keller und erstes Wohngeschoss. Massstab 1:200.*

sein Ehegemahl. 1779». Die Sandsteinplatte des Ofensockels ist mit 1782 datiert. Das Nussbaumbuffet wurde ebenfalls für Oswald Baumgartner geschaffen. Es trägt das Wappen der Familie Baumgartner zwischen den Initialen «OW/BG» und «HC/BG» und die Jahreszahl 1773. Der runde Tisch trägt an der Schublade die Jahreszahl 1817.

GS-Nr. 794, Ass.-Nr. 58a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1774.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Marzell Camenzind-Nigg.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 181. – Benno Furrer und Josef Grünenfelder, Gemeinde Cham. Häuser am Weg 3: Bibersee–Niederwil–Rumentikon (Faltprospekt). Baar 2006. – Dittli 2007, 3, 23 (s. v. Hof), und 1, 437f. (s. v. Chnopflishof).

Cham, Rumentikon, Dorfstrasse 98, Hungeli, Wohnhaus: *Bauuntersuchung und Abbruch*

Der Hof Hungeli liegt auf der Anhöhe nördlich von Rumentikon (Abb. 11). Der Flurname Hungelimatt ist 1689 erstmals belegt, der Hofname Hungeli 1718. Das Haus Hungeli diente bis in die 1860er Jahre als Schulhaus für die Kinder des Weilers Rumentikon und der umliegenden Höfe. Es sollte im Winter 2009/10 abgebrochen werden, was Anlass war für eine Bauuntersuchung durch die Kantonsarchäologie.

Das querrechteckige, in jüngerer Zeit unter dem First zweigeteilte Haus bestand aus mehreren, äusserlich gut unterscheidbaren Baukörpern. Den Mittelteil bildete ein zweiraumtiefer Bohlenständerbau von 7,7 × 8,6 m Grundmass (Abb. 12). Die Stube und die Kammer daneben lagen an der Giebelfassade im Süden und waren unterkellert. Das aus Natursteinen gefügte Sockelmauerwerk gehörte einer älteren Phase an. Es wies massive Brandspuren auf. Ursprünglich war der Keller nicht unterteilt, die Eingänge waren traufseitig angeordnet, und von Norden her führte eine Treppe wahrscheinlich im Hausinnern in den Keller. In der Mitte der Nordmauer unmittelbar neben dem Kellerabgang fand sich an einem grossen Stein die eingeritzte Jahreszahl 1684 (Abb. 13). Der betreffende Stein wurde durch die nachträglich beim Aufbau des Ständerbaus errichtete Trennmauer des Kellers am Rand verdeckt.

Der Bohlenständerbau muss also nach 1684 und nach dem Brand errichtet worden sein. Er war durch dreimal drei zweigeschossige Ständer auf einem Schwellenkranz strukturiert. Im 3,7 m tiefen, nicht unterkellerten Nordteil waren zwei Räume angeordnet, nämlich im Nordwesten die stark umgebaute Küche und im Nordosten ein kleiner Raum mit dem Kellerabgang. Im 4,5 m tiefen Südteil lagen Kammern und Stube. Die Stube wies gemäss den im Sturzbalken an der Südfassade erkennbaren Löchern für Zugschnüre der Läden ein vierteiliges Reihenfenster auf. Auf eine westseitige Laube öffneten sich ein weiteres Fenster und eine Türe. Die Jahrringkurven sämtlicher sechs Proben aus dem Ständerbau synchronisieren miteinander und weisen die Fälljahre 1711/12 und 1712/13 sowie das Endjahr 1712 auf. Mit dem Bau des Hauses Hungeli muss daher nicht vor 1713 gerechnet werden.

Auf dem Kernbau lag ein stehender Dachstuhl. Das zugehörige Dach muss an der westlichen Traufseite eine 1,8 m breite Laube überspannt haben. Auch die Jahrringkurven der sechs Proben aus dem Dach synchronisieren miteinander und weisen die Fälljahre 1787/88 und 1789/90 sowie

Abb. 11
Cham, Rumentikon, Dorfstrasse 98, Hungeli. *Das Wohnhaus bestand aus einem wahrscheinlich 1713 errichteten Ständerbau, dem 1792 oder kurz danach ein neues Dach aufgesetzt wurde. Im 19. Jahrhundert wurde das Haus an der West- und Ostseite erweitert.*

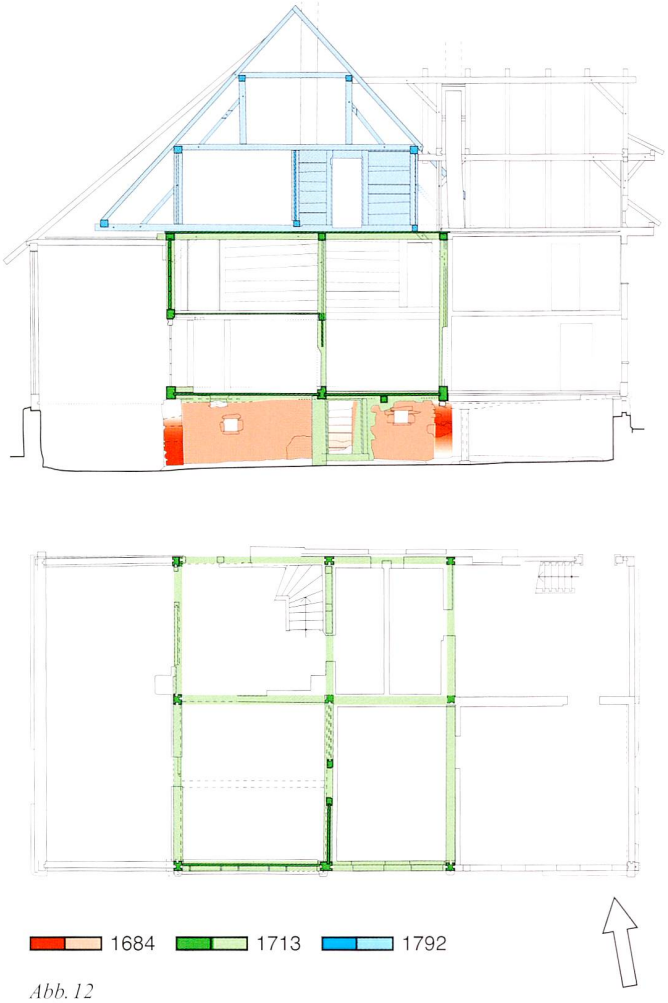


Abb. 12
Cham, Rumentikon, Dorfstrasse 98, Hungeli. *Querschnitt nach Norden und Grundriss unteres Wohngeschoss. Massstab 1:200.*

Abb. 13
Cham, Rumentikon, Dorfstrasse 98, Hungeli. *Der gemauerte Kellersockel stammte von einem älteren abgebrannten Gebäude. Ein Sandstein an der Nordmauer des Kellers trug die Jahreszahl 1684.*

das Endjahr 1791 auf. Das heutige Dach wurde daher erst 1792 oder kurz danach errichtet. Das Haus wurde später an der Ostseite mit einem 4,9 m breiten Anbau unter einem Querfirst erweitert. An der Westseite wurde ein nur 3,7 m breiter Anbau unter einer abgeschleppten Traufe anstelle der Laube angefügt. Diese beiden Erweiterungen stammen aus dem 19. Jahrhundert. An der Nordseite wurde dem Kernbau ein Schopf angebaut. Wesentliche Umbauten in Küche und Stube sollen im Jahr 1943 ausgeführt worden sein.

GS-Nr. 3146, Ass.-Nr. 72a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1805.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 181. – Benno Furrer und Josef Grünenfelder, Gemeinde Cham. Häuser am Weg 3: Bibersee–Niederwil–Rumentikon (Faltprospekt). Baar 2006. – Dittli 2007, 3, 74f.

Cham, Sinserstrasse 37, Wohnhaus: *Sanierung und Umbau*

Die zweigeschossige, stattliche Villa steht prominent an der Sinserstrasse und entstand im Zusammenhang mit der benachbarten Papierfabrik im 19. Jahrhundert. Erbaut wurde das Gebäude im Jahre 1874. Die Fassaden sind streng dreiachsig mit versetzten Eckquadrierungen. Ursprünglich wies die Villa ein schiefergedecktes Mansardzeltdach auf. Der Haupteingang befindet sich strassenseitig, bekrönt von einem Balkon mit filigranem Eisengeländer.

Da das Gebäude im Inventar der schützenswerten Baudenkmäler aufgeführt ist, wurde die Denkmalpflege vor dem geplanten Umbau früh in den Planungsprozess einbezogen. Vor dem Umbau wies das Haus drei Wohneinheiten auf. Die neuen Besitzer beabsichtigen, die Villa als Einfamilienhaus zu nutzen und entsprechend umzubauen. Dies hat den Vorteil, dass die Anforderungen an Brandschutz und Schallschutz nicht gleich hoch gewichtet werden müssen; auch muss das Treppenhaus nicht mit separaten Erschliessungen abgeändert und in Brandabschnitte eingeteilt werden.

In diesem Sinne wurde die spätklassizistische Villa sorgfältig umgebaut und saniert. Für die Denkmalpflege war es wichtig, dass die Villa – ihrer ursprünglichen Funktion entsprechend – wieder eine angemessene und elegante Erscheinung bekommt. Das Farbkonzept entspricht dieser klassizistischen Haltung, indem eher kühle Farben verwendet wurden: ein helles Rosa kombiniert mit verschiedenen Grautönen. In neuem Glanz steht die Villa prominent an der Sinserstrasse als einer der wenig noch erhaltenen Zeitzeugen der frühen Industrialisierung von Cham im 19. Jahrhundert (Abb. 14).

Ass.-Nr. 193a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Norag Zug AG, Cham.
Literatur: KDM ZG NA. 2, 141.

Abb. 14
Cham, Sinserstrasse 37, Wohnhaus. *Ansicht von Norden.*

Cham, Zugerstrasse 76: *Einzelfund*
Frau Sonja Raimann fand bei Arbeiten in ihrem Garten an der Zugerstrasse 76 eine antike Münze. Beim Fundstück handelt es sich um eine Bronzemünze des 2./1. Jahrhunderts v. Chr. aus Aigai. Auf der Vorderseite der Münze ist der belorbeerte und nach rechts gerichtete Kopf des Apollo zu sehen; die Rückseite weist eine nach rechts schreitende Ziege und im Abschnitt die Inschrift «[AI]ΓAEΩ[N]» auf (Abb. 15). Aigai war eine Stadt in der Aiolis, einer an der Nordwestküste Kleinasiens gelegenen antiken Landschaft (heute Türkei). Laut Herodot (ca. 484–424 v. Chr.) gehörte die Stadt einst zum aiolischen Städtebund. Später kam sie – wie die übrigen Städte in der Aiolis – unter verschiedene Oberhoheiten und unterstand zuletzt den Attaliden von Pergamon. Nach dem Tod des letzten pergamenischen Herrschers gelangte die Aiolis unter römische Herrschaft und wurde 129 v. Chr. Teil der römischen Provinz Asia.

Abb. 15
Cham, Zugerstrasse 76. *Bronzemünze des 2./1. Jahrhunderts v. Chr. aus der Stadt Aigai in der antiken Landschaft Aiolis (heute Türkei).*

Prägungen der Griechen sind in unserer Gegend sehr selten. Aus dem Kanton Zug war bisher kein Stück aus hellenistischer Zeit bekannt, aus der Schweiz dürften es lediglich etwas über hundert solcher Fundmünzen geben. Ihre Fundplätze liegen – um einige wenige zu nennen – in Augst, Avenches, Grand-Saint-Bernard, Stein am Rhein, Zürich und in der Waadt. Aus der Zeit des 1. und 2. Jahrhunderts v. Chr. fanden sich im Kanton bisher ausschliesslich Münzen der Römer und Kelten. Die keltische Kultur war stark von den Völkern des Mittelmeers beeinflusst. Angeregt von griechischen Prägungen begannen die Kelten im Verlauf des 3. Jahrhunderts v. Chr. eigene Münzen herzustellen. Wir kennen im Kanton Zug rund zwanzig keltische Münzen, in der Schweiz dürften es einige tausend sein. Trotz eigener Prägungen verwendeten die Kelten auch Münzen der römischen Republik und der Griechen. Wie die Funde von hellenistischen Münzen in gallo-römischen Siedlungen suggerieren, kann nicht ausgeschlossen werden, dass solche Geldstücke vereinzelt noch in römischer Zeit verloren wurden.

GS-Nr. 629.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1784.
Kantonsarchäologie: Stephen Doswald und Stefan Hochuli.

Hünenberg, Huobweid: *Rettungsgrabung*
Mit der 2007 auf der östlich benachbarten Parzelle durchgeführten Rettungsgrabung (Hünenberg-Eichmatt) geriet dieser Bereich der Gemeinde Hünenberg stärker ins Blickfeld der Kantonsarchäologie. Trotz deutlicher Hinweise auf archäologische Funde konnten wir diesmal erst bei Beginn der Bauarbeiten unsere Tätigkeit aufnehmen. Es war keine Überraschung, dass beim Abhumusieren zahlreiche anthropogene Strukturen angeschnitten wurden. Sie lassen sich in römische Befunde im nördlichen und südwestlichen Teil der Parzelle und in prähistorische bzw. hochmittelalterliche Befunde im südöstlichen Teil aufgliedern. Bei den römischen Befunden handelt es sich um die hangseitige Fortsetzung eines Wassergrabens (?), den wir bereits bei der

Rettungsgrabung auf der Eichmatt verfolgen konnten. Auffällig ist die grosse Menge an Metall- und Keramikfunden, die darin zum Vorschein kamen. Insbesondere die verhältnismässig grosse Zahl an Terra-Sigillata-Scherben und viele unterschiedliche Fibeln sind auffällig. Beim zweiten römerzeitlichen Befundkomplex scheint es sich möglicherweise um die Reste von Gräbern zu handeln. Zwei reichhaltige Konzentrationen von Keramikscherben und zum Teil auch kalzinierte Knochen deuten darauf hin. Leider hat der Pflug diese Befunde weitgehend zerstört.

Bei den übrigen Strukturen im Südosten der Parzelle handelt es sich um Steinsetzungen, Pfostenstellungen und schmale Gräben, die bisher erst grob der prähistorischen Zeit, dem Hochmittelalter und – etwa diverse Teuchelleitungen mit Eisenmanschetten – der Neuzeit zugewiesen werden können.

GS-Nr. 2219.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1817.
Kantonsarchäologie: Dino Zimmermann und Gishan Schaeren.
Örtliche Leitung: Dino Zimmermann.
Literatur: Tugium 24, 2008, 25.

Menzingen, Hauptstrasse 5, Zum Rössli, Wohnhaus und Restaurant: *Bauuntersuchung und Abbruch*

Das in der Nacht auf den 3. Januar 2006 ausgebrannte Wirtshaus Zum Rössli, das als Rathaus der Gemeinde am Berg erbaut worden sein soll, wurde 2009 neu aufgebaut. Das zweite Wohngeschoss und das Dach waren bereits kurz nach dem Brand abgebrochen worden. Das gemauerte Sockelgeschoss war seit dem 20. Jahrhundert so sehr verändert, dass kaum mehr alte Bausubstanz zu erwarten war. Im alten ersten Wohngeschoss zeigte sich bei der Bauuntersuchung im Winter 2008/09 hingegen die Struktur des Blockbaus an Resten der alten Fassade. Der Blockbau mass im Grundriss 10,75 × 11,3 m. Der Eingang befand sich an der westlichen Traufseite, der Quergang verlief von Westen nach Osten. Die Stube war nach Süden, zur Alten Landstrasse hin, ausgerichtet, die Küche lag an der Hauptstrasse in der Nordwestecke des Hauses. Aufgrund der massiven Rauchschwärzung der Balken dürfte es sich um eine offene Rauchküche ohne Kamin gehandelt haben. In der Nordostecke war eine 4,5 m breite «Küchenkammer» eingestellt, die ein Fenster zur Hauptstrasse hin aufwies.

Das bereits bei der Voruntersuchung 2006 ermittelte Baudatum konnte durch weitere dendrochronologische Proben bestätigt werden. Der letzte Jahrring fällt ins Jahr 1615 (Fichten ohne Rinde). Das Fäll- und Baudatum ist kurz danach anzusetzen. Die in den Jahren 1608, 1612, 1615, 1616 und 1621 erwähnten oder erbetenen Schenkungen von Schildern und Fenstern für das Menzinger Rathaus könnten sich auf den geplanten bzw. eben vollendeten Neubau beziehen.

GS-Nr. 113, Ass.-Nr. 3a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1640.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 155. – Dittli 2007, 4, 34 (s. v. Rathus). – Tugium 24, 2008, 28f.

Menzingen, Gubel, Kloster Maria Hilf, Waldbruderhaus/Spiritualhaus: *Bauuntersuchung, Sanierung und Umbau*

Das Waldbruder- oder Spiritualhaus ist ein Teil des Klosters Maria Hilf auf dem Gubel, einer weithin sichtbaren, lindengesäumten Hügelkuppe. Neben der spätbarocken Schlacht-

Abb. 16
Menzingen, Gubel, Kloster Maria Hilf, Waldbruderhaus/Spiritualhaus. *Ansicht von Südwesten.*

kapelle von 1781 gehört das Bethaus des 1846–51 gegründeten bzw. erbauten Klosters zum Ensemble. Es verbindet die Kirche mit der Mitte des quergestellten Konventbaus zu einem im Grundriss T-förmigen Komplex. Der im südlichen Winkel zwischen Kirche und Kloster stehende Blockbau des heutigen Spiritualhauses ist ein ehemaliges Waldbruderhaus, diente also einst einem Einsiedler als Wohnhaus. Die Einsiedelei wurde 1665 von Hauptmann Heinrich Zurlauben für Johann Kaspar Elsener aus Menzingen (gestorben 1681) eingerichtet. Elsener hatte zuvor in Zurlaubens Kompanie in Frankreich Dienst geleistet. Das Waldbruderhaus soll gemäss Rudolf Henggeler am 13. Oktober 1780 niedergebrannt und mit grösserem Abstand zur Kapelle wieder aufgebaut worden sein. Die Gemeinde Menzingen erlaubte dem Kaplanen des neu gegründeten Klosters 1848 die unentgeltliche Nutzung des Waldbruderhauses und verkaufte es 1853 dem Kloster. Erst 1902 waren die letzten Schulden abbezahlt, und das Haus gelangte in den vollen Besitz des Klosters. Es wurde 1903 und 1905 im Innern und an den Fassaden renoviert. Der Einzug eines neuen Spirituals 2009 war Anlass, das Gebäude erneut zu renovieren und umzubauen (Abb. 16). Dabei wurden das Treppenhaus, die Küche und die Sanitärräume erneuert sowie drei Lukarnen und neue Fenster eingebaut. Die baufällige Veranda wurde abgebrochen und durch einen Gartensitzplatz ersetzt.

Die Renovation ermöglichte eine archäologische Untersuchung an Teilen des Gebäudes. Der kleine, mit Schindeln verkleidete und zweigeschossige Blockbau ist mit dem Giebel nach Süden ausgerichtet und an der Nordseite durch einen Verbindungstrakt mit der Schlachtkapelle und Klosterkirche verbunden. In der Nordwestecke erschliesst eine Treppe die verschiedenen Geschosse vom Keller bis zum Dach und stellt die Verbindung zu den nördlich anschliessenden Bauten her. Der Keller ist nur durch das Hausinnere erschlossen und weist keine Aussentüre auf (Abb. 17). Un-

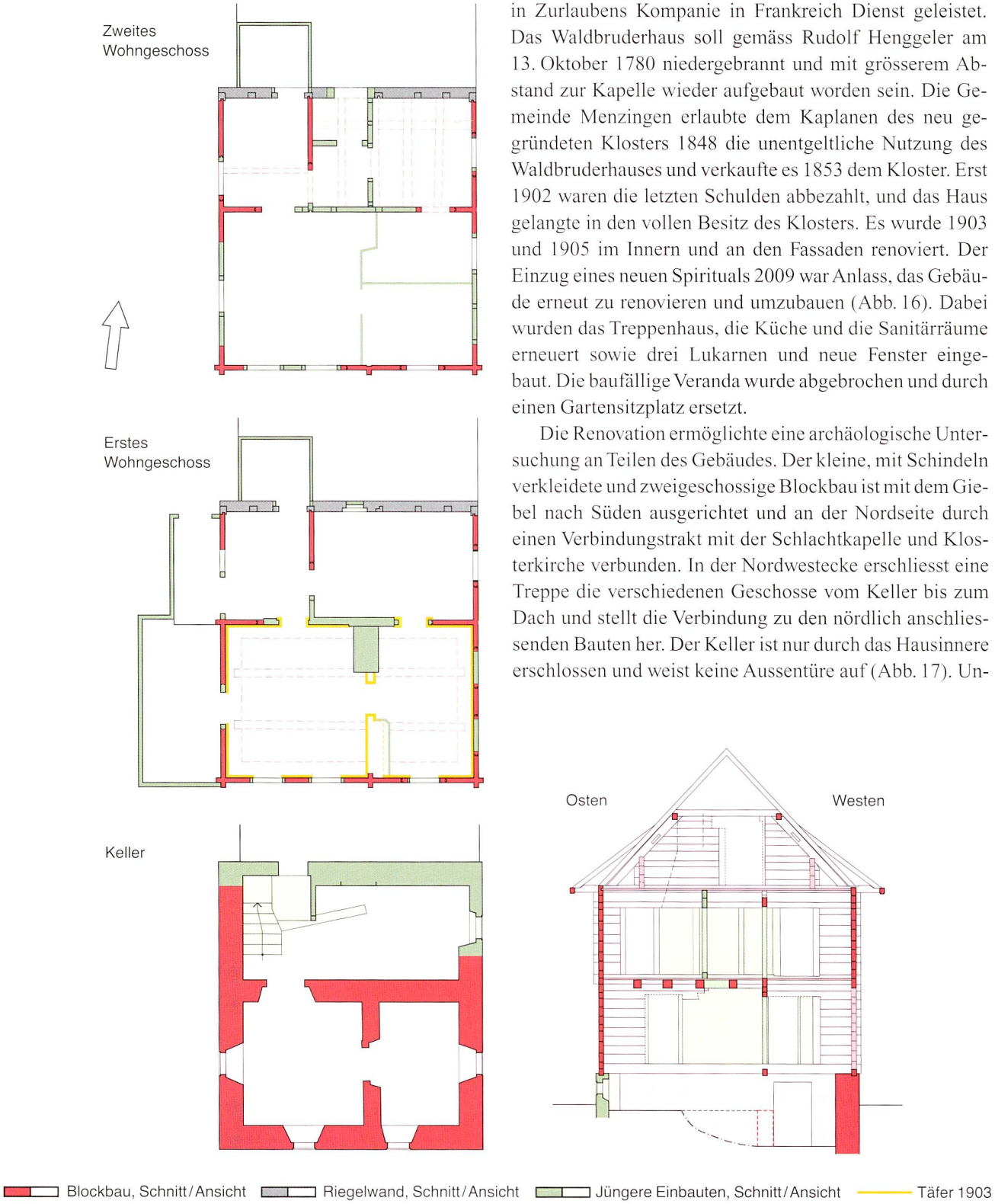


Abb. 17
Menzingen, Gubel, Kloster Maria Hilf, Waldbruderhaus/Spiritualhaus. *Grundrisse und Querschnitt nach Süden. Massstab 1:150.*

Abb. 18
Menzingen, Gubel, Kloster Maria Hilf, Waldbruderhaus/Spiritualhaus. *Architekturmalerei mit Säule und Kapitell an der Westkante der ehemaligen Nordfassade.*

Abb. 19
Menzingen, Gubel, Kloster Maria Hilf, Waldbruderhaus/Spiritualhaus. *Kammer neben der Stube im ersten Wohngeschoss, Blick nach Norden. Das Täfer stammt von 1903.*

ter der südlichen Hälfte des Blockbaus liegen die beiden Kellerräume. Der nordöstliche Kellerraum ist ein wenig hoher Hohlraum unter der ehemaligen Küche, die nie vollständig unterkellert war. In der vergleichsweise wenig starken Nordmauer zeigt sich der Ansatz einer Öffnung nach Norden.

Die West-, Süd- und Ostfassade der Wohngeschosse sind Teil der Blockkonstruktion. Die Nordwand des Hauses besteht hingegen aus einer Fachwerkkonstruktion mit gemauerten Ausfachungen. Wegen verschiedener Baudetails ist davon auszugehen, dass der Blockbau bereits ursprünglich auf die heutige Grösse konzipiert war und als nördlichen Abschluss eine Fachwerkwand hatte. Allerdings sind mehrere Ausfachungen später ersetzt worden. Wahrscheinlich aus diesem Anlass wurden die in Nord-Süd-Richtung gespannten Deckenbalken der Küche, die in der Fachwerkwand verankert sind, mit einem ebenso von Russ geschwärzten, in Ost-West-Richtung verlaufenden Unterzug unterfangen. In der Küche zeigt sich im Fachwerk eine aus Sandsteinspolien gefügte Öffnung, möglicherweise einst ein Sprechfenster, das heute als Nische erscheint. Vermutlich sind auch die Öffnung und die zugehörige Ausfachung erst beim Umbau der Fachwerkwand entstanden. Ein besonderes Detail ist die Architekturmalerei mit Säule und Kapitell, die an der Nordfassade die westliche Kante der Fachwerkwand begleitet (Abb. 18).

Das Haus ist im unteren Wohngeschoss in vier Räume geteilt (vgl. Abb. 17). In der nördlichen Hälfte befinden sich der Eingangs- und Treppenbereich sowie die Küche. Die Stube liegt im südwestlichen Teil des Hauses und weist einen nahezu quadratischen Grundriss auf. Die Raumaufteilung des oberen Wohngeschosses entspricht derjenigen darunter. Die Lage der ehemaligen Trennwand zwischen den beiden Räumen über Stube und Nebenstube ist durch Einschnitte in der Nordwand bzw. Südfassade markiert. Das Dachgeschoss zeigt auf der Nordseite einen offenen Dachraum. Die südliche Hälfte ist als Kammer ausgebaut. Die als liegender Dachstuhl konzipierte Konstruktion besitzt zwei Binderebenen, eine in der Flucht der Querwand (über der Nordwand von Stube und Nebenstube, Binderebene I) und eine in der Flucht der Südfassade (Binderebene II). Auf der Flucht der Nordfassade ist keine Binderebene vorhanden. Insgesamt sieben Sparrenpaare und zwei Flugsparrenpaare tragen die Dachhaut.

Die Jahrringkurven von neun dendrochronologischen Proben aus dem zweiten Geschoss und dem Dach des Blockbaus und aus der Riegelwand synchronisieren gut miteinander. Sie bilden eine Mittelkurve mit Endjahr 1688 (ohne Rinde). Bei zwei Proben liegt die Waldkante bei 1687/88. Es ist daher mit einem überraschend frühen Fäll- und Baudatum kurz nach 1688 zu rechnen. Wenn die dendrochronologische Datierung zutrifft, handelt es sich also nicht um das 1665 errichtete Waldbruderhaus, sondern vermutlich um den Neubau nach dem Brand 1780, für den Balken eines anderen, älteren Hauses wiederverwendet worden sind.

An der Westfassade sind dem Blockbau ein Windfang und eine Veranda angefügt. Unter den Wandverkleidungen

in der Veranda kamen an der alten Westfassade zwei Phasen von Verschindelungen zum Vorschein. Die ältere Verschindelung besteht aus roten, langen Schindeln, die unten in einem Segmentschnitt enden. Unter den jüngeren Verschindelungen sind vermutlich als Isolation Zeitungen angebracht, namentlich «Le Clarion» von 1884, «Comptoir des Eglises» von 1886 und «L'Union du Jura» von 1885–87 mit der Adressetikette «P. A. M. Le R. P. Vincent Motschi, aumônier à Gubel, prés de Zoug», welche auf Pater Vinzenz Motschi, Kaplan 1884–94, verweist. Die jüngere Verschindelung besteht aus kürzeren Schindeln, die unten in einem Rundschnitt enden. Diese Schindeln sind auch an der Aussenseite des Windfangs zu beobachten. Unter den aktuellen Wandverkleidungen der Veranda fanden sich weitere Zeitungen, nämlich das «St. Galler Volksblatt» von 1915, der «Einsiedler Anzeiger» von 1915 und der «March-Anzeiger», adressiert an «H. H. Dr. Pater Augustin Benzinger, Frauenkloster Maria-Hilf, Gubel bei Menzingen», den Kaplan von 1914–24. Dies lässt die Schlussfolgerung zu, dass der Windfang kurz nach 1887 und die Veranda kurz nach 1915 erbaut wurden.

Das Stubentäfer zeigt eine Bemalung mit Holzimitation, gemäss einer aufgemalten Jahreszahl von 1903 (Abb. 19). Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde die originale Stubentrennwand versetzt. Der weisse Kachelofen, der in diese Wand hineingreift, wurde erst nach 1903 erstellt. Die Nebenstube in der Südostecke des Blockbaus zeigt die gleiche Vertäferung wie die Stube. Die Räume im zweiten Wohngeschoss wurden im 20. Jahrhundert mit Täferwänden weiter unterteilt.

GS-Nr. 600, Ass.-Nr. 186a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1790.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Peter Holzer.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold
Planung: Therese Willimann, Planstudio, Baar.
Literatur: Rudolf Henggeler, Das Kapuzinerinnenkloster zur Ewigen Anbetung zu Maria Hilf auf dem Gubel 1851–1951. Zug 1951. – Wernerkarl Kälin, Das Kapuzinerinnenkloster Maria Hilf auf dem Gubel 1851–1976. Einsiedeln 1977. – ISOS Zug. – KDM ZG NA. 1, 162 und 171. – Dittli 2007, 5, 159f. (s. v. Waldbruederhus).

Menzingen, Neudorfstrasse/Alte Landstrasse, Haus Weber: Bauuntersuchung und Abbruch

Das sogenannte Haus Weber im Dorfkern von Menzingen, zwischen Neudorfstrasse und Alter Landstrasse, wurde 2009 abgebrochen. Es bestand aus einem älteren Wohnhaus an der Alten Landstrasse (Ass. 74a), Werkstattanbauten und einem im 20. Jahrhundert an der Neudorfstrasse erbauten Wohnhaus (Abb. 20). Das Haus an der Alten Landstrasse wurde von der Kantonsarchäologie untersucht.

Auf einem gemauerten Kellersockel stand ein zweigeschossiger Blockbau von 8,25 × 9,80 m Grundfläche und mit der Hauptfassade im Süden. Ein in Ost-West-Richtung verlaufender Quergang trennte und erschloss die annähernd gleich grossen Kammern. Die Lauben an West- und Ostseite waren nur anhand der durchgehenden Schwellen belegt. Die originale Westfassade des Blockbaus fehlte. Die Ostfassade des Blockbaus war teilweise erhalten. Die Raumhöhen massen etwa 2 m. Der ehemals nicht unterkellerte Küchenbereich befand sich vermutlich in der Nordostecke. Die Blockwand beim vermutlichen Herdstandort war ehemals zum Schutz vor dem Herdfeuer verputzt. Im oberen Wohngeschoss darüber zeichnete sich der Standort des Kaminhuts ebenfalls in Verputzresten ab. In der ehemaligen Stube in der Südwestecke des unteren Wohngeschosses zeigte sich zum Quergang und zur Kammer daneben hin der Standort des ehemaligen Kachelofens. Die Stube war durch eine Türe mit der Kammer in der Südostecke verbunden. Die Trennwand von Stube und sogenannter Nebenkammer lag auf der gleichen Flucht wie die Kammerwand im oberen Wohngeschoss. Zum Quergang hin wiesen diese Trennwände keinen Blockverband (Überkämmung) auf, sondern waren schwalbenschwanzförmig eingenutet. Der zum Blockbau gehörende Dachstuhl fehlte ebenso wie Mauern, die mit Sicherheit zum originalen Keller gehörten. Vom Blockbau wurden dreizehn Proben zur dendrochronologischen Datierung entnommen. Elf Nadelhölzer konnten datiert werden, davon drei mit Waldkante bei 1660, 1664 (unsicher) und 1667.

Bei einem Umbau wurde der Blockbau im Osten und Westen um das Volumen der beiden Lauben in Riegelbautechnik erweitert. Dabei verwendete man zum Teil Balken des Blockbaus. Vermutlich wurde gleichzeitig ein neuer Dachstuhl aufgesetzt. Im gleichen Zug wurden die Raumhöhen um etwa 20 cm angehoben. Unter anderem wurde auch die Nordschwelle der Stube nach Westen verlängert. Die ältere Schwelle und die Erweiterung lagen im gleichen Mauerwerk; das Mauerwerk zur älteren Schwelle fehlt daher. Auch fehlten Reste eines Sockelmauerwerks der abgebrochenen Westwand des Blockbaus. Andererseits zeigte der Blockbau nach Süden hin eine Schieflage (Gefälle um 30 cm), was bei einem vollständigen Neubau kaum zu erwarten wäre. Bei diesem Umbau dürfte daher der Blockbau neu unterfangen oder angehoben worden sein. Die Nordfassade wurde zu einem späteren Zeitpunkt im Küchenbereich mit einer Bruchsteinmauer unterfangen. Aus dem Dach wurden fünf dendrochronologische Proben genommen, deren Endjahre auf ein Umbaudatum nicht vor 1772 schliessen lassen. Die Türe zum südwestlichen Kellerraum wies einen Sturz mit der Jahreszahl 1784 auf. Vielleicht entspricht dieses Datum dem Umbau.

Das Haus gehörte im Jahr 1813 den Erben des Kupferschmieds Weber und blieb seither in Familienbesitz. Im Jahr 1865 wurde gemäss den Lagerbüchern der Gebäudeversicherung das Werkstattgebäude im Nordwesten des Wohnhauses errichtet. Der Blockbau an der Südfassade wurde vom Sockelfundament bis auf die Höhe der Fensterbrüstung mit einem Ziegelmauerwerk ersetzt. Im Westen

Abb. 20
Menzingen, Neudorfstrasse/Alte Landstrasse, Haus Weber. *Die 2009 abgebrochenen Gebäude im Dorfkern von Menzingen, Ansicht von Süden.*

Abb. 21
Menzingen, Neudorfstrasse/Alte Landstrasse, Haus Weber. *Hauseingang von 1903. Der Türsturz mit der Jahreszahl 1766 und dem Wappen der Familie Weber war eine Spolie.*

des Quergangs wurde ein Treppenrisalit angebaut, gemäss Lagerbücher der Gebäudeversicherung im Jahr 1902 von Alois Weber («Treppenturm»). Der westliche Hauseingang hatte ein in Zweitverwendung eingebautes Sandsteingewände mit der Jahreszahl 1766 und dem Wappen der Familie Weber im Sturz (Abb. 21).

GS-Nr. 107, Ass.-Nr. 74a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1757.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Eugen Jans.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 158.

Menzingen, Neuhusstrasse 5, Alte Kaplanei/Elsenerisches Pfrundhaus: *Bauuntersuchung und Abbruch*

Das Haus Neuhusstrasse 5, das ehemalige Elsenerische Pfrundhaus, musste 2009 einem Neubau weichen. Die Kantonsarchäologie führte vor dem Abbruch eine kurze Bauuntersuchung durch. Die Elsener- oder Mittlere Pfründe Unserer Lieben Frau wurde 1690 versprochen und 1700 von den beiden Priestern Johannes und Anselm Elsener zur Versorgung eines Geistlichen (Kaplanen) vorzugsweise aus ihrer eigenen Familie gegründet. 1710 erfolgte die bischöfliche Bestätigung. 1800–05 diente das Haus auch als Schulhaus der deutschen Schule (Primarschule), die der Pfründner damals hielt. 1961 gingen die Pfrundrechte und -pflichten an die Katholische Kirchgemeinde über, die ab 1980 auch Eigentümerin des Hauses Neuhustrasse 5 war.

Das Haus stand in einem grossen, von Eisenzäunen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts eingefassten Garten am nordwestlichen Dorfrand (Abb. 22). Ältester Bestand war ein zweigeschossiger Blockbau, der das Vorderhaus (Südteil mit Stube und Kammern) des zwei Räume tiefen Gebäudes bildete. Das zugehörige Hinterhaus und das ursprüngliche Dach fehlten. Dieser zweigeschossige Blockbau dürfte in sekundärer Verwendung auf dem gemauerten Kellersockel neu aufgebaut worden sein. In primärer Verwendung stand er auf einer Holzkonstruktion, wie Spuren an den Unterseiten der Schwellen zeigten. Die Kammern und die Stube im ersten Wohngeschoss waren 4,75 m tief und 4,35 bzw. 5,25 m breit. Die Kammertrennwand des zweiten Wohngeschosses lag über derjenigen darunter. Die Raumhöhe betrug etwa 2 m. In der Westfassade waren Reste eines Doppelfensters erhalten, das im Licht knapp 80 cm hoch und 164 cm breit war. Die im Licht nur 88 ×

Abb. 22
Menzingen, Neuhusstrasse 5, Alte Kaplanei/Elsenerisches Pfrundhaus. *Das 2009 abgebrochene Haus, Ansicht von Südwesten.*

154 cm messende Stubentüre war mit Mantelstüden ausgezeichnet. Die dendrochronologische Untersuchung ergab, dass das Holz des Kernbaus nach 1508 (Datum ohne Rinde) gefällt wurde.

Dieser Blockbau wurde abgebaut und wahrscheinlich nicht vor 1672 (dendrochronologische Einzelprobe ohne Rinde aus dem Blockbau) am vorgefundenen Standort neu aufgebaut. Anlass dafür könnte die Stiftung der Pfründe 1690/1700 gewesen sein. Beim Abbau wurden die Balken mit eingekerbten Zeichen nummeriert, so dass der korrekte Wiederaufbau möglich war. Die Raumhöhe im Blockbau wurde mit zusätzlichen Balken um knapp 20 cm angehoben. Soweit ersichtlich, wurde beim Wiederaufbau die Dachkammer eingebaut. Pechschwarze Balken weisen darauf hin, dass auch nach dem Neuaufbau eine zum Dach hin offene Küche ohne Kamin im Hinterhaus untergebracht war. Der Keller stammt aus der Phase des Neuaufbaus. Wie üblich, war nur das Vorderhaus unterkellert. Der Kellerzugang lag an der westlichen Traufseite; ein weiterer Zugang führte – vermutlich über eine ehemalige Innentreppe – von Nordosten her in den Keller. Die beiden Kellerräume hatten an der Giebelfassade im Süden drei Fensterchen, deren Sturz die Schwelle des Blockbaus war. Bemerkenswert war ein runder Schacht von 40 cm Durchmesser, der in der Nordmauer des westlichen Kellerraumes eingebaut war und in die Küche darüber führte. Im Keller öffnete er sich mit einer Bogennische. Möglicherweise diente er als Rauchabzug einer im Keller untergebrachten Herdstelle, vielleicht einer Brennerei; er wies allerdings keinerlei Russspuren auf.

Abb. 23
Menzingen, Neuhusstrasse 5, Alte Kaplanei/Elsenerisches Pfrundhaus. *Grundriss erstes Wohngeschoss, Massstab 1:150.*

In einer dritten Phase wurde das alte Hinterhaus mit der Küche abgebrochen und als Ständerbau komplett neu errichtet. Dieser Neubau ist dendrochronologisch nicht vor 1819 (ohne Rinde) datiert. Das neue Hinterhaus war nur 2,8 m tief (Abb. 23). In dessen Nordostecke befand sich das Treppenhaus. Die Innenausstattung mit Täfer und Tapeten stammte aus einem späteren Umbau. Die Fassaden wurden mit hölzernen Rundschindeln verkleidet. Spätestens seit diesem Umbau besass das Haus keine Lauben. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die alte Trennwand zwischen Stube und Kammer daneben ausgebaut. Stattdessen wurden beidseits der nun unter dem First angeordneten Stube zwei schmale Kammern mit Täferwänden abgetrennt. Aus dieser Zeit stammte auch der Kachelofen. Wahrscheinlich um 1920/30 wurde an der Ostfassade eine Abortanlage angebaut, die Fassaden wurden mit roten Eternitrundschindeln versehen, das Dach wurde komplett erneuert, und im Nordwesten wurde ein Waschkeller angebaut. Am Sockel der Abortanlage war in einer Kartusche das Wappen der Familie Elsener angebracht.

GS-Nr. 138, Ass.-Nr. 31a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1770.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Markus Bolli.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: Alois Müller, Die kirchlichen Benefizien im Kanton Zug. HKl. 17, 1937, 1f. – Albert Iten, Tugium sacrum. [Band 1:] Der Weltklerus zugerischer Herkunft und Wirksamkeit. Stans 1952 (Geschichtsfreund, Beiheft 2), 89f. – 500 Jahre Pfarrei Sankt Johannes Menzingen. Eine Pfarreigeschichte, herausgegeben vom Kirchenrat. Zug 1979, 35f. – Alois Staub, Menzingen. Die Gemeinde am Berg. Erlebtes und Geschichtliches aus meinem Heimatdorf. Menzingen 1993, 104. – KDM ZG NA. 1, 155.

Neuheim, Rütiweid/Büel: *Einzelfund*

Martin Ziegler vom Kantonsforstamt übergab der Kantonsarchäologie einen bearbeiteten Sandstein, den er in einem Lesehaufen am Waldrand beim Hof Rütiweid in Neuheim gefunden hatte. Der Stein soll ursprünglich bei Erdarbeiten beim Haus Büel zum Vorschein gekommen sein, d. h. etwa 200 m nördlich der Fundstelle und etwa 100 m nördlich des Hofs Rütiweid. Der graue Sandsteinquader misst 83 × 31 × 27 cm. Er ist auf drei Seiten bearbeitet und trägt auf der Frontseite das Allianzwappen Zehnder-Schön. Es handelt sich um einen ehemaligen Grabstein oder um den Sockel eines Wegkreuzes (Abb. 24).

Über die Geschichte des Hofs Rütiweid und des Hauses auf dem Büel ist nur wenig bekannt. Der Hof Rütiweid (Ass.-Nr. 265a, dann Ass.-Nr. 92a) ist seit 1699 erwähnt. Er war gemäss den Lagerbüchern der Gebäudeversicherung 1825 im Besitz von Bernhard Zehnder und blieb bis 1890 in Familienbesitz. Danach wurde er bis 1925 nicht weniger als zehnmal verkauft. Das Haus Büel (Ass.-Nr. 273a, dann Ass.-Nr. 93a, heute Ass.-Nr. 117a) war 1832/33 im Besitz des Pfarrers Joseph Zehnder und 1870 bis 1872 im Besitz eines Leonz Zehnder. Beide Häuser sind aussen so sehr

Abb. 24
Neuheim, Rütiweid/Büel. *Sandsteinquader mit dem Allianzwappen Zehnder-Schön. Höhe 83 cm.*

verkleidet, dass die Baugeschichte unklar ist. Die Besitzergeschichte der Häuser spricht für eine Datierung des Sandsteins in die Zeit zwischen 1825 und 1890. Weitere Hinweise könnten genealogische Forschungen liefern.

GS-Nr. 115 und 373.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1780.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Eugen Jans.
Literatur: Albert Iten und Ernst Zumbach, Wappenbuch des Kantons Zug. Heraldik und Familiengeschichte. Zweite Auflage, Zug 1974, 148 (s. v. Schön) und 205 (s. v. Zehnder). – Dittli 2007, 4, 145.

Oberägeri, Morgarten, Kirche St. Vit: *Sanierung und Innenreinigung*

Am 10. Juni 1493 wurde in Morgarten eine wieder aufgebaute Kapelle mit einem Altar zu Ehren Mariens, der hl. Antonius und Vitus, des hl. Kreuzes und der hl. Barbara geweiht. Eine dritte Kapelle wurde 1575–78 an leicht verschobenem Standort errichtet. 1728 erfolgte die Grundsteinlegung für einen grösseren Neubau an derselben Stelle. Heinrich Oswald Henggeler und Jakob Meier vom nahen Hof Schönenfurt werden als Baumeister genannt. 1732 wurden der Altar, die Kanzel und die Empore errichtet. Der 25. August 1742 gilt als Weihedatum der Kapelle, geweiht zu Ehren von Christi Geburt und des hl. Vitus.

Der damalige Bau besass ein nicht eingezogenes, polygonal schliessendes Altarhaus mit südlich angebauter Sakristei sowie einen Dachreiter. 1829/30 wurde die Kirche renoviert und die Innenausstattung erneuert. 1850 erfolgte die Erhebung zur Kaplanei. 1860 stiftete der erste Kaplan Anton Hindemann das Altarbild «Mariahilf» von Melchior Paul von Deschwanden. Die Vergrösserung der Kirche erfolgte 1867/68 durch Josef Spalt, einen Baumeister aus Vorarlberg. Dabei wurde der 1764 renovierte Josefsaltar von 1678 aus der Zuger Oswaldskirche aufgestellt.

In den 1890er Jahren wurde das ursprüngliche Projekt, an die bestehende Kapelle eine Sakristei und einen Turm anzubauen, zugunsten eines Neubaus fallengelassen. Dieser erfolgte 1895–99. Dabei wurde Material der alten Kapelle wieder verwendet, so zum Beispiel die Säulenpostamente des Vorzeichens und das 1867 datierte Portal als neuer Seiteneingang. Der Schreiner Meinrad Fuchs aus Einsiedeln lieferte die Kassettendecke, die Empore und den Hauptaltar. Joseph Traub bemalte sie und schmückte die Wände mit dekorativen Malereien. Das Mariahilfbild von Deschwanden wurde verlängert, so dass es in den nördlichen Seitenaltar passte. Josef Fischer aus Oberwil malte die Kreuzwegstationen. 1916 wurde die Orgel von Theodor Kuhn aus Männedorf eingebaut.

Der Aussenbau hält sich an nachbarocke Baugewohnheiten: Sandsteinerne Ecklisenen, glatt verputzte Fensterleibungen in feinen Besenwurf-Wandflächen, verputzte Hohlkehlen als Dach-Untersichten. Der Turm enthält rundbogige Schallöffnungen, putzquadrierte Ecken und einen Spitzhelm über Wimpergen. Kontrastierend zum Äusseren ist der hohe Kirchenraum ganz neuromanisch durchgestaltet. Schiff und Altarhaus werden von schweren, von Konsolkranzgesimsen getragenen Kassettendecken überspannt und sind durch den in ganzer Chorbreite sich öffnenden, bis zur Decke reichenden Chorbogen verbunden. Die Kassettendecke ist teils deckend bunt gefasst, teils holzsichtig und wirkt durch das starke Relief und die abwechslungsreiche Fassung ausserordentlich reich. Die Altäre sind vor gemalte Tapisserien gestellt, und die Stationsbilder sind in byzantinische, kuppelreiche Scheinarchitekturen eingefügt (Abb. 25).

Letztmals wurde die Kirche 1985/86 restauriert und gleichzeitig unter kantonalen Schutz gestellt sowie archäologisch untersucht. Nachdem in der Westwand Risse festgestellt wurden, wiesen Setzungs- und Verschiebungsmessungen auf eine Horizontalverschiebung der Westwand hin. Die verschiedenen Risse wurden verfüllt, der Verputz geflickt und diese Zonen innen und aussen neu bemalt. Aus Kostengründen sah man davon ab, eine umfassende Sanierung durchzuführen. Später stellte man fest, dass geologische Gründe für das unterschiedliche Setzungsverhalten verantwortlich sind. Die zahlreichen Risse im Mittelschiff der Kirche wiesen auf den ungefähren Verlauf der Bruchlinie im Untergrund hin. Die 1999 festgestellten feinen bis groben Risse an den Fassaden des Kirchenschiffes, nicht aber am Kirchenchor belegten, dass sich die Westwand mit sehr geringer Geschwindigkeit gegen den See bewegte. Aufgrund der zu erwartenden immer wiederkehrenden und kostspieligen Flickarbeiten sollten diese Bewegungen nun gestoppt werden. 2009 wurden die Längsfassaden mit schräggestellten Bohrpfählen unterfangen und so auf dem

festen Untergrund abgestellt. Äusserlich war dadurch keine Veränderung sichtbar. Ausserdem erfolgte eine konservatorische Reinigung der Raumschale und Ausstattung, bei der auch zugleich die Risse saniert und farblich retuschiert wurden. Die bemalten Holzdecken, die Emporenbrüstung und der Wandoberteil wurden sorgfältig trocken, der Wandsockel zusätzlich feucht gereinigt. Durch die Verankerung der Westwand bleiben die Sicherheit und der Bestand des Bauwerks erhalten und durch die Innenreinigung wurde das Aussehen wieder hergestellt.

In der Schweiz gibt es malerisch hervorragend gestaltete Sakralräume aus der Zeit von 1840–1930. Da viele Malereien heute nicht mehr erhalten sind, ist St. Vit in Morgarten als exklusives Beispiel einer Zeit anzusehen, in der die Dekorationsmalerei ein fester Bestandteil des gestalteten Lebensraumes in der Schweiz war.

Ass.-Nr. 355a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Thiemo Hächler, Architekturbüro, Oberägeri.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 295 f. – Peter Eggenberger, Thomas Glauser und Toni Hofmann, Mittelalterliche Kirchen und die Entstehung der Pfarreien im Kanton Zug. Zug 2008 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 5), 213–217.

Risch, Berchtwil 2, Wohnhaus: *Bauuntersuchung und Umbau*

Wegen eines Umbaus führte die Kantonsarchäologie eine Bauuntersuchung im Haus Berchtwil 2 durch, das die Osthälfte eines durch Teilung entstandenen Doppelwohnhauses bildet (Abb. 26). Kern des ganzen Hauses ist ein zweigeschossiger Blockbau auf einem gemauerten Kellersockel (Abb. 27). Die Mauern im Südteil des Kellersockels enthalten Mauerwerk eines älteren Gebäudes (Abb. 28). Der Eingang befand sich schon damals an der östlichen Traufseite. Die Eichenschwellen des bestehenden Blockbaus passen unter anderem mit Zapflöchern für Türpfosten genau auf das ältere Mauerwerk, so dass auch sie wahrscheinlich vom Vorgängerbau übernommen worden sind. Die Schwellen definieren den Grundriss eines Blockbaus, dessen Hinterhaus (Hausteil nördlich des Quergangs) auch die Breite der traufseitigen Lauben umfasst hat, im Gegensatz zum weniger breiten Wohnbereich (Hausteil südlich des Quergangs). Die dendrochronologische Datierung von drei Eichenschwellen und eines eichenen Türpfostens aus dem Blockbau hat ergeben, dass die Hölzer 1528/29 (Waldkante) gefällt worden sind.

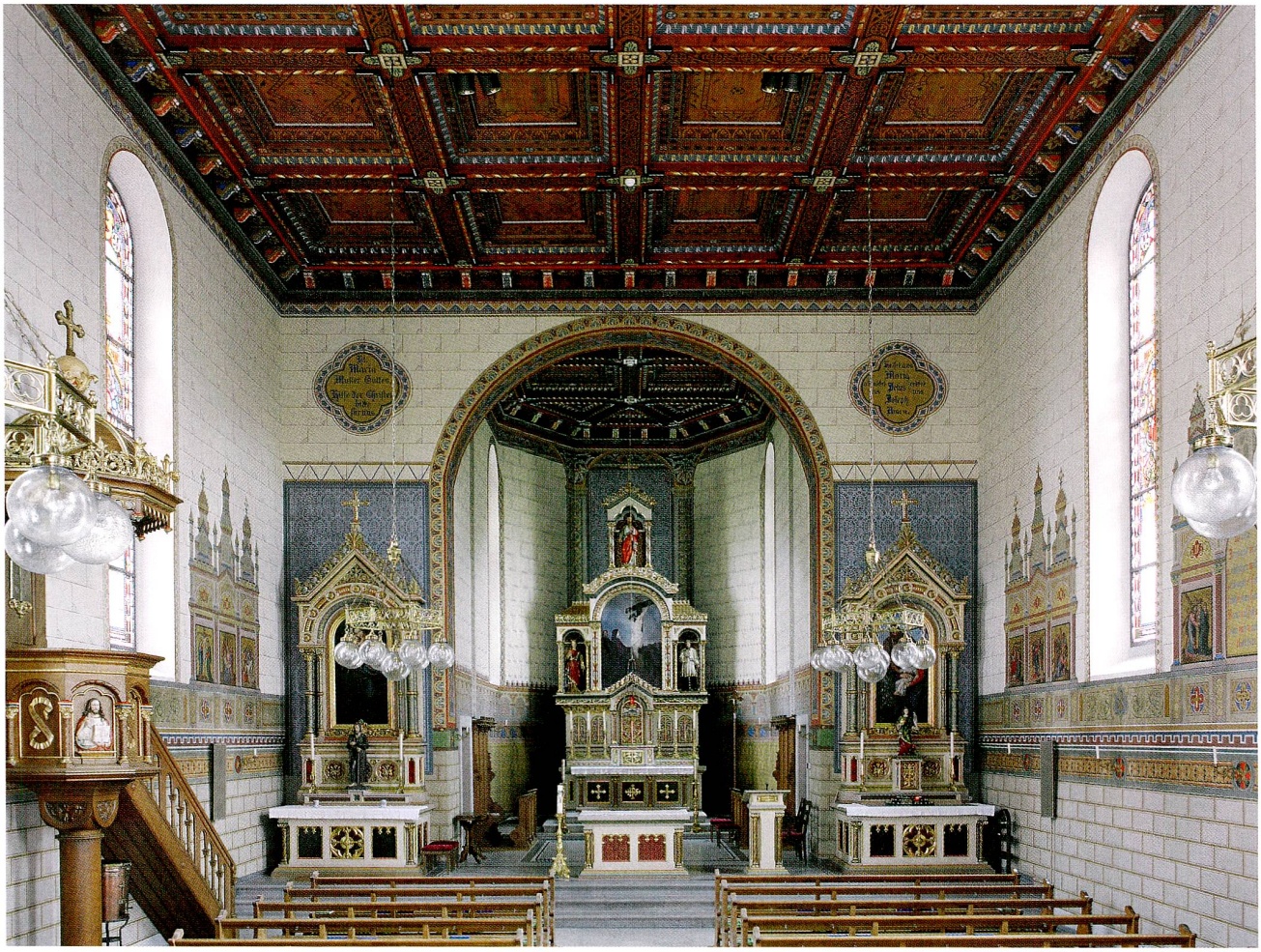


Abb. 25
Oberägeri, Morgarten, Kirche St. Vit. Kirchenschiff und Chor. *Blick nach Osten.*

Abb. 26
Risch, Berchtwil 2. *Doppelwohnhaus, dessen Osthälfte (rechts) archäologisch untersucht wurde. Ansicht von Süden.*

Abb. 28
Risch, Berchtwil 2. *Keller unter dem Vorderhaus. Ostmauer mit horizontaler Baufuge oberhalb der Mitte. Das untere Mauerwerk stammt vermutlich von 1529, die Aufmauerung von 1576.*

Das Kellermauerwerk wurde nachträglich um 50 cm aufgemauert. Der alte Schwellenkranz wurde auf der Aufmauerung und den neuen Kellermauern versetzt. Im Südteil befanden sich in zwei Geschossen Stube und Kammern sowie im Dachraum eine Dachkammer. Mindestens ein Teil des Kellers unter dem Nordteil des Hauses wurde erst zu diesem Zeitpunkt errichtet. Unklar bleibt, ob bereits bei diesem Umbau auch die Küche unterkellert und ein Rauchabzug eingebaut wurde. Die dendrochronologische Datierung von zwei Deckenbalken im nördlichen Keller, von fünf Proben aus dem unteren und oberen Wohngeschoss sowie von vier Proben aus dem Dachgeschoss ergab, dass die verwendeten Fichten 1575/76 (Waldkante) gefällt wurden.

Abb. 27
Risch, Berchtwil 2. *Grundriss unteres Wohngeschoss mit Kellermauern, Massstab 1:200.*

Der Nordteil des Hauses wurde spätestens 1733 umgebaut, indem das obere Wohngeschoss komplett neu errichtet und darüber drei Dachkammern in zwei Geschossen eingebaut wurden. Die Heiterlöcher an der Nord- und an der Südfassade weisen deshalb eine unterschiedliche Form auf. An der Nordfassade steht die Inschrift des Zimmermeisters aus Root LU: «M[eister] FRIDLI SIDLER Z ROT 1733». Diese Inschrift datiert also nicht das Haus, sondern nur den Dachausbau. Dank der Dendrochronologie konnte das Umbaudatum bestätigt werden: Neun Holzproben aus den nördlichen Dachgeschossen lieferten eine Mittelkurve mit Endjahr 1731.

In einem weiteren Schritt wurden Keller und erstes Wohngeschoss um 5 m nach Osten erweitert. Das zweite Wohngeschoss konnte infolge der Dachschräge nicht ganz bis an die neue Ostfassade erweitert werden. Der Anbau ist oberhalb der Kellermauern in Ständerbautechnik mit Kantholzausfachungen konstruiert. Diese Erweiterung und damit auch die Hausteilung konnten dendrochronologisch datiert werden: Von sechs Proben aus Keller und unterem Wohngeschoss bilden fünf eine Mittelkurve mit Endjahr 1776. Im ersten Lagerbuch der Gebäudeversicherung von 1813 wird das Haus als geteilt erwähnt.

Spätestens mit der Hausteilung erhielten beide Haushälften eine eigene Stube und eine eigene Küche. Die Stube des Ostteils befindet sich in der Südostecke des unteren Wohngeschosses, also im Erweiterungsbau. Sie enthielt einen Kachelofen aus dem 19. Jahrhundert. Vermutlich noch ein paar Jahrzehnte jünger, also aus der Zeit um 1900, war das mit Holzmaser und Zierlinien bemalte Täfer. Im Jahr 1927 wurde gemäss Inschrift am Treppenabsatz der Hauseingang umgebaut. Aus dieser Zeit stammt vermutlich auch die vergrösserte Lukarne im zweiten Wohngeschoss, wo eine kleine Küche eingebaut wurde. Um 1935/36 wurden die Stube und die Kammern im zweiten Obergeschoss mit Felder- bzw. Krallentäfer neu vertäfert.

GS-Nr. 2046, Ass.-Nr. 69a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1712.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: Benno Furrer, Häuser am Weg. Gemeinde Risch. Breiten–Binzmühle–Berchtwil (Faltprospekt). Baar 2000. – KDM ZG NA. 2, 420.

Risch, Schwarzbach Süd und Nord: *Feldbegehung*
Nördlich und südlich des Schwarzbachs befindet sich je eine neolithische Fundstelle. Seit in diesem Gebiet gepflügt wird, gelangen prähistorische Funde an die Oberfläche der Äcker. Damit das Fundgut nicht in die Hände von Unbekannten kommt, suchen Mitarbeiter der Kantonsarchäologie die Zone nach der Bodenbearbeitung immer wieder ab. Dabei kann nun festgestellt werden, dass sich auf der südlichen Fundstelle nur noch wenige Gegenstände aufsammeln lassen. Anders verhält es sich an der nördlichen Siedlungsstelle, wo erschreckend viele Funde zu Tage kommen. Zahlreiche Brocken von aufgepflügtem Kulturschichtmaterial zeigen, dass hier die noch vorhandene Substanz der Kulturschicht angefahren und zerstört wird. Massnahmen sind eingeleitet, um dieser Zerstörung entgegenzuwirken.

GS-Nr. 619.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1815.
Kantonsarchäologie: Johannes Weiss und Gishan Schaeren.
Literatur: Josef Speck, Neolithische und bronzezeitliche Ufersiedlungen am Zugersee. Zug 1991 (Schriften des Kantonalen Museums für Urgeschichte Zug 40), 8–9.

Unterägeri, Bommerhüttli, Vielzweckbauernhaus: *Bauuntersuchung und Ausgrabung*
Im Hinblick auf einen Umbau führte die Kantonsarchäologie im Haus Bommerhüttli bei Unterägeri eine Bauuntersuchung mit Ausgrabung durch. Das Bommerhüttli ist ein für die Gegend untypisches Vielzweckbauernhaus (Abb. 29). Die Südhälfte bildet das Wohnhaus, ein im Grundriss ca. 8,2 × 8,2 m messender Blockbau; die Nordhälfte des Hauses enthält unter dem gleichen First und auf einer gleich grossen Fläche Stall, Heuraum und Tenn (Abb. 30). An der Westseite, wo bis ins 20. Jahrhundert eine kleine Sägerei stand, ist das Dach weit hinuntergezogen und bildet so einen gedeckten Werk- und Lagerplatz. Der Name Bommerhüttli ist 1564 erstmals als «des Boners Hüttli» erwähnt, geht also auf den in Unterägeri im 14./15. Jahrhundert gut bezeugten Familiennamen Boner zurück; 1417 und 1427 wird ein Hans Boner als Besitzer des nahen Hofs Rogeneu genannt. 1658 werden als Besitzer Melchior Iten und von 1714 bis 1813 verschiedene Jakob Iten erwähnt. Im ersten Lagerbuch der Gebäudeversicherung 1813 sind Haus, Säge und Scheune genannt. Abgesehen von wieder verwendetem Bauholz und schwarz glasierten reliefierten Ofenkacheln (Abb. 31), die im Dachgeschoss des Hauses lagerten, fanden sich aber keine Spuren aus der Zeit vor dem 17. Jahrhundert.

Das älteste Gebäude am Platz ist der Heustall, ein zweigeschossiger Blockbau auf gemauertem Sockel (vgl. Abb. 30). Im Norden ist das in Ständerbautechnik errichtete Futtertenn angeordnet. Der Stall im Erdgeschoss hat seitlich des mit Brettern ausgekleideten Jauchgrabens je ein Viehlager. Das Obergeschoss des Heustalls ist ein hoher Heuraum, der in lockerer Blockbauweise (d. h. mit Lüftungsschlitzen) aus wieder verwendeten Kanthölzern aufgebaut ist. Der Bretterboden des Heuraums liegt auf mächtigen, oben abgesägten Rundbalken und ist in die Wände eingenutet, wobei in zwei Ecken Futterabwurfschlitze ausgespart sind. Traufseitige Balkenvorstösse weisen darauf hin, dass der Heustall weit hinabreichende Vordächer und vielleicht Lauben besessen hat. Drei wieder verwendete Balken des Heustalls sind dendrochronologisch mit Fälldatum 1565/66 datiert. Neun Proben des Heustalls und aus dem Dachbereich weisen Fälldaten bei 1685/85, 1686/87 und 1687/88 auf. Mit einer Bauzeit im Jahr 1688 oder kurz danach handelt es sich um eines der ältesten untersuchten landwirtschaftlichen Ökonomiegebäude der Zentralschweiz.

Dem Heustall wurde im Süden ein Wohnhaus angebaut, ein zweigeschossiger Blockbau auf gemauertem Keller. Das Wohnhaus hatte nur an der östlichen Traufseite Eingangstüren in Keller und Wohngeschoss. Das untere Wohngeschoss umfasste im Süden eine grosse vertäferte Stube mit Buffet, Eckbank und Kachelofen sowie zum Stall hin

Abb. 29
Unterägeri, Bommerhüttli. *Ostfassade mit Tenn (vorne), Heustall (Mitte) und Wohnbau (hinten). Ansicht von Nordosten.*

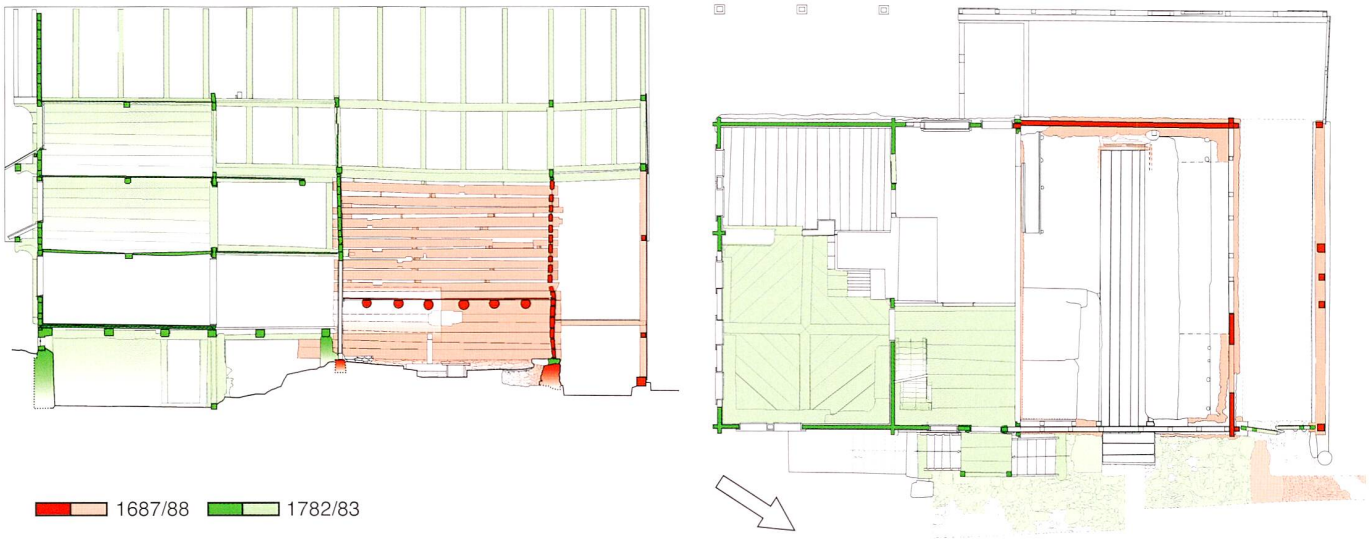


Abb. 30
Unterägeri, Bommerhüttli. *Längsschnitt Richtung Westen (links) und Grundriss unteres Wohngeschoss (Wohnhaus) bzw. Erdgeschoss (Heustall). Massstab 1:200.*

die Küche mit Kaminhut und die Treppen in den Keller und ins obere Wohngeschoss, das über der Stube und über der Küche je zwei Kammern sowie zwei traufseitige Lauben auf weist. Im Dachgeschoss ist eine Kammer eingebaut. In bautechnischer Hinsicht weist das Wohnhaus einige Unregelmässigkeiten auf: Viele Balken weisen Sägespuren auf, es sind aber auch Balken mit dem Breitbeil bearbeitet. Ebenso sind die Stellen für die Dübel zwischen den Balken sowohl eingeritzt als auch mit Rötel markiert. Die ehemalige Südwand des Heustalls wurde für das Wohnhaus zum Teil neu aufgebaut, und zwar nicht nur in Blockbauweise, sondern im oberen Teil mit Balken, die in Ständer bzw. Blockzangen eingenutet sind. Unsichere dendrochronologische Datierungen weisen auf wieder verwendetes Baumaterial aus der Zeit nach 1615 hin. Vier Balken sind dendrochronologisch gut datiert und bilden eine Mittelkurve, wobei das jüngste ermittelte Fälldatum 1782/83 ist. Bekannt ist, dass Jakob Iten-Ochsner 1781 von der Gemeinde Bauholz für einen Um- oder Neubau des Bommerhüttlis erhalten hat.

GS-Nr. 1774, Ass.-Nr. 125a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1747.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Marzell Camenzind-Nigg.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 375. – Dittli 2007, 1, 252.

Abb. 31
Unterägeri, Bommerhüttli.
Schwarz glasierte reliefierte Blattkacheln mit der Darstellung eines Zyklus' alttestamentlicher Helden. Ende 16. Jahrhundert.

Unterägeri, Bue, Wohnhaus: *Einzelfund*

Herr Oswald Iten übergab der Kantonsarchäologie eine Ofenkachel, die auf einer Fayenceglasur blau bemalt ist. Sicher zu entziffern sind der Name «Peter Ithen» und die Jahreszahl 1802 (Abb. 32). Die Blattkachel soll vom Hof Bue an der Höfnerstrasse stammen; das alte Wohnhaus steht seit rund dreissig Jahren nicht mehr. Tatsächlich war gemäss dem ersten Lagerbuch der Gebäudeversicherung 1813 ein Peter Iten Eigentümer des Hofs «Buchen» (so die damalige Namenform).

GS-Nr. 1736, Ass.-Nr. 118d.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1783.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.

Abb. 32
Unterägeri, Bue. *Ofenkachel mit der Jahreszahl 1802.*

Unterägeri, Chammersbüel, Wohnhaus: *Bauuntersuchung und Abbruch*

Der Hof Chammersbüel liegt auf einer markanten Geländeterrasse an der Westseite des Hüritals (Abb. 33). Der Hofname ist 1469 als «Kamersbůl» erstmals belegt. Bereits 2007 nahm die Kantonsarchäologie am Wohnhaus eine erste Altersbestimmung vor. Nachdem es auf Drängen der Eigentümer aus dem Inventar der schützenswerten Denkmäler entlassen worden war, konnte das Wohnhaus abgebrochen werden. Vorgängig wurde es im Winter 2009 noch archäologisch untersucht.

Das jetzt abgebrochene Haus war ein Blockbau auf einem gemauerten Sockel mit einem jüngeren Dachstuhl und einer im 20. Jahrhundert an der Nordseite angebauten Erweiterung. Der First verlief in Ost-West-Richtung. Der Kernbau war nur unter dem talseitigen Vorderhaus (Stube und Kammer daneben) an der Ostseite unterkellert. Der Keller umfasste zwei Räume, deren Eingänge an den Traufseiten und Fenster an der östlichen Giebelfassade lagen. Die beiden in Blockbauweise errichteten Wohngeschosse waren noch weitgehend erhalten. Der Bau wies im Norden und im Süden eine traufseitige Laube auf. Der nicht unterkellerte Westteil des Hauses stand vermutlich auf einem niedrigen Sockelmauerwerk. Die «Küchenkammer» in der Nordwestecke war überdies mit einem Bretterboden ausgestattet, im Gegensatz zum Küchen- und Korridorbereich. In der Mitte der Südfassade war der mit Mantelstüden als Türpfosten ausgezeichnete Haupteingang angeordnet. Auch die Stubentüre wies Mantelstüde auf. Zapflöcher darunter wiesen darauf hin, dass ein Tritt vom tiefer gelegenen Küchenboden in die Stube geführt hatte. Nahe des Hauseingangs war in der Westwand der Stube eine Öffnung ausgespart («Pestfenster»). Die Stube war mit einer Bohlen-Bälklein-Decke ausgestattet. An der Stubensüdwand fand sich der 92 cm hohe Pfosten eines ursprünglichen Fensters. Der Küchenraum war – wie üblich – ursprünglich bis ins

Abb. 33
Unterägeri, Chammersbüel. *Das 1598 erbaute und 2009 abgebrochene Bauernhaus (links) und Neubau. Ansicht von Osten.*

Dach offen. Die «Küchenkammer», die vom Korridor im Osten und nicht von der Küche im Süden her zu betreten war, hatte die gleiche Grundfläche wie die Kammer darüber. Über der Stube und der Kammer daneben waren im zweiten Wohngeschoss drei Kammern angeordnet, die alle von Westen – vom Korridor her – zugänglich waren. Tatsächlich wies der Korridor im oberen Wohngeschoss einen durchgehenden Bretterboden auf. Dessen westlichen Abschluss bildete ein langer Balken, der Teil der Blockwand der «Küchenkammer» und zugleich Träger beider Lauben war. Fünfzehn dendrochronologische Proben aus dem Kernbau konnten datiert werden. Dreimal liegt das Fälldatum im Herbst/Winter 1597/98; das Baujahr ist daher bei 1598 anzusetzen.

In einer zweiten Bauphase wurden die Westhälfte des Hauses – das Hinterhaus bzw. der Hauswirtschaftsteil – unterkellert und umgebaut sowie ein neues Dach aufgesetzt. Dieser Umbau umfasste eigentlich mindestens zwei verschiedene Etappen, die zwar einem Grundgedanken folgen, aber bautechnisch nicht ganz aufeinander abgestimmt erscheinen. Mit der Unterkellerung mussten die Schwellen unterfangen und das Erdreich abgetragen werden. Die Küche erhielt einen Bretterboden. An der Rückseite der bestehenden, alten Kellermauer wurde eine Vormauerung angebracht (Abb. 34). Die neue Unterkellerung war mit einer Mauer unter der alten Südwand der «Küchenkammer» zweigeteilt. Die Deckenbalken der neuen Kelleräume waren nicht durchgehend, sondern endeten in dieser Trennmauer; diejenigen im kleineren, nördlichen Kellerraum in einem Flick. Merkwürdigerweise wurden der Bretterboden und Teile der Ost-, Süd- sowie Nordwand der «Küchenkammer» an gleicher Stelle ersetzt. Dies könnte ein Hinweis darauf sein, dass bei der Unterfangung Teile des Blockbaus in Etappen gestützt werden mussten. In der ehemaligen «Küchenkammer» wurde ein Rauchabzug eingebaut. Die Küche scheint also in diesen Raum versetzt worden zu sein. Die ehemalige Küche und die beiden neu geschaffenen Kammern darüber wurden mit einer Korridorwand abgetrennt. Der neue, stehende Dachstuhl wies zwei Geschosse mit Kammern sowohl östlich wie auch westlich des Korridors auf. Deckenbalken der Kellererweiterung und aus dem Dach konnten dendrochronologisch datiert werden. Das jüngste ermittelte Fälldatum ist 1799/1800.

Die Ostfassade wurde wahrscheinlich im 19. Jahrhundert mit einer verschindelten Ständerkonstruktion mit Balkenfüllung ersetzt. Aus dieser Zeit stammten auch der

Abb. 35
Unterägeri, Chammersbüel. *Allianzkachel eines Ofens von 1817.*

Abb. 34
Unterägeri, Chammersbüel. *Bei der Unterkellerung des Hinterhauses musste hinter der älteren Kellermauer (rechts) eine Vormauerung errichtet werden.*

Abb. 36
Unterägeri, Chammersbüel. *Brennerei im nördlichen Kellerraum, an der Vorderseite des Kühlers mit 1904 datiert.*

Ablösung und Reinigung eines Druckes im Fundlabor der Kantonsarchäologie

Im Haus Chammersbüel in der Gemeinde Unterägeri wurde an der Nordwand der mittleren Kammer im zweiten Wohngeschoss ein Druck mit der Ansicht des Klosters Einsiedeln («S. Maria Einsiedlens[is]») aus der Zeit um 1800/30 entdeckt. Da das Haus später abgebrochen wurde, konnte der Druck mitsamt eines Ausschnitts der Blockwand geborgen werden. Im Fundlabor der Kantonsarchäologie wurde der Druck sorgfältig abgelöst und einer Erstreinigung unterzogen. Dazu wurde der Druck befeuchtet und ungefähr eine halbe Stunde lang eingeweicht. Die Ablösung und Reinigung dauerten rund eine Stunde. Nach diesem Vorgang konnte der Druck dem Restaurierungsatelier übergeben werden, wo eine Festigung des Papiers und eine schonende Ergänzung der Fehlstellen durchgeführt wurden.

Kantonsarchäologie Zug: Eva Roth Heege, Barbara Jäggi und Delia Bisek.
Restaurierung: Martin Strebel, Papierrestaurierung, Hunzenschwil.

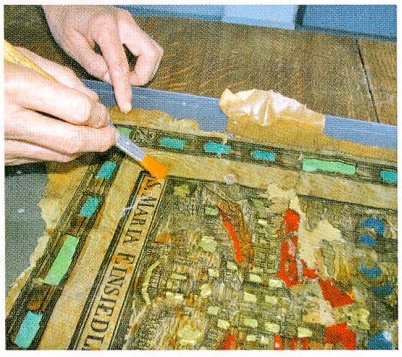
Originallage des Druckes an der Blockwand.

Bergung des Druckes mitsamt eines Ausschnitts aus der Blockwand.

Der Druck wird mit Wasser leicht befeuchtet.

Der Druck wird sorgfältig vom Träger abgelöst.

Entfernung des Druckes von der Trägerwand mittels einer grossen Rolle.



Reinigung des Druckes mit Wasser, wenig Flüssigseife und Pinsel.

Dank dünnem Papier kann der Druck schadenfrei gewendet werden.

Die Rückseite des Druckes wird sanft gereinigt.

Der abgelöste und gereinigte Druck wird gepresst und getrocknet.

grösste Teil der Befensterung und Teile der Ausstattung (Abb. 35). Die Küche wurde vom nordwestlichen zurück in den südwestlichen Raum des unteren Wohngeschosses gezügelt, wo sie bereits in der ersten Phase untergebracht war. In der nordwestlichen Kammer wurde stattdessen eine «Hinterstube» mit einem Kachelofen eingerichtet. Die Vertäferungen im Haus stammten aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Im nordwestlichen Kellerraum wurde eine mit der Jahreszahl 1904 datierte Schnapsbrennerei eingebaut (Abb. 36).

An den Wänden vor allem der mittleren Kammer im zweiten Wohngeschoss fanden sich zahlreiche aufgeklebte Drucke, die abgelöst wurden (s. den Textkasten S. 37). Erwähnenswert ist das Titelbild des Zuger Kalenders von 1856 mit der Darstellung des Ritters Heinrich von Hünenberg, wie er über den Zugersee rudert, um bei Arth den Pfeil mit der Warnung ins Lager der Schwyzer zu schiessen. Besondere Beachtung verdient auch ein sogenanntes Spickelbild des Klosters Einsiedeln, ein Wallfahrtsandenken aus der Zeit zwischen 1800 und 1830 (Abb. 37). Dargestellt sind die Platzanlage als Ort einer Prozession, die Klosteranlage und darüber das Gnadenbild der hl. Maria mit dem Kind, flankiert von den hll. Meinrand und Benedikt sowie den Schriftbändern «Zuflucht der Sünder» und «Refuge des pecheurs». Die Besonderheit des Druckes ist seine «Mehrlagigkeit»: Beim Druck selbst sind an bestimmten Stellen wie bei einem Scherenschnitt Fenster ausgeschnitten, hinter die grünes und blaues Papier, roter, bedruckter Stoff und Goldfolie geklebt sind.

GS-Nr. 1734, Ass.-Nr. 117a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1665.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Heini Remy.
Kunsthistorisches Institut der Universität Zürich, SNF-Projekt «Holzbauten des Mittelalters und der Neuzeit in der Zentralschweiz»: Anette Bieri.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: KDM ZG NA. 1, 375. – Dittli 2007, 1, 362.

Abb. 37
Unterägeri, Chammersbüel.
Spickelbild mit der Ansicht des Klosters Einsiedeln, abgelöst von der Nordwand der mittleren Kammer im zweiten Wohngeschoss. Um 1800/30, Zustand nach der Restaurierung und Ergänzung.

Unterägeri, Neuägeri, Zugerstrasse 183a, Wohnhaus:
Wiederaufbau nach Brand

Das ehemalige Direktorenhaus der benachbarten Äusseren Spinnerei brannte im Juni 2008 nieder. Grillasche in einem Kompostbehälter hatte den Brand entfacht. Das Feuer zerstörte den gesamten Dachstuhl, und die beiden unteren Wohnungen erlitten durch das Löschwasser Totalschaden – ein schwerer Schlag für den Besitzer, der das schöne Holzhaus über Jahre sorgfältig unterhalten und gepflegt hatte.

Da der Besitzer am selben Ort ein neues Heim aufbauen wollte, begann zusammen mit der Gemeinde, den Planern, der Bauherrschaft, dem Amt für Raumplanung und der Denkmalpflege ein interessanter Planungsprozess. Neuägeri, dieser früh industrialisierte Abschnitt des Lorzentobels, hat grosse architekturhistorische Qualitäten, und die Lage der Häuser unmittelbar an der Strasse prägt das Ortsbild entscheidend mit. Nebst den typologisch wertvollen Spinnereigebäuden sind auch die zunehmend vom Abbruch bedrohten Wohnbauten typisch für die frühe Industrialisierung. Für die Denkmalpflege war es daher zwingend, dass der Standort und das Volumen des Brandobjektes für den Neubau übernommen werden mussten. In einem zweiten Schritt ging es um die architektonische Gestaltung sowie um Materialisierung und Farbgebung des Neubaus. Ein wichtiges denkmalpflegerisches Anliegen war die Gestaltung der strassenseitigen Fassade, deren ursprüngliche Repräsentanz auch im Neubau erkennbar bleiben sollte. Im Sinne des Ortsbildes war es im Weiteren wichtig, dass der Neubau mit Holz verkleidet wurde.

Natürlich bedauert die Denkmalpflege den brandbedingten Verlust eines wertvollen Baudenkmals. Mit dem Neubau konnte aber der Standort und die räumliche Präsenz des ursprünglichen Direktorenhauses erhalten bleiben (Abb. 38).

Ass.-Nr. 331a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Martin Lenz AG, Baar, mit 2Eck Architekten GmbH, Baar.
Literatur: ISOS Zug. – KDM ZG NA. 1, 388.

Walchwil, Pfarrkirche St. Johannes der Täufer:
Emporenumbau und Innenreinigung

Die erste Kapelle an der Stelle der heutigen Pfarrkirche wurde 1470 zu Ehren des hl. Johannes des Täufers erbaut. 1491 wurde die Kaplaneipfründe gestiftet, und 1497 folgte die Erlaubnis, einen Friedhof anzulegen. 1590 reichte eine Steuersammlung für den Bau eines Kirchturmes und die Anschaffung von drei Glocken für die Filialkirche. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts handelten die Kapläne von Walchwil als Pfarrer, denn 1613 taufte ein dortiger Pfarrer Kinder, und es erfolgten die ersten Eintragungen ins Ehe- und Firmregister. Trotzdem mussten die Walchwiler an hohen Feiertagen die Zuger Pfarrkirche St. Michael besuchen.

1663 wurde das zweite Kirchengebäude errichtet und am 24. Mai 1666 durch den Titularerzbischof von Cesarea, Friedrich Ubaldi, zu Ehren der hl. Maria und Johannes des Täufers geweiht. 1836–38 erbaute Johann Baptist Hürlimann, Gemeindepräsident und Bruder des damaligen Pfarrers, die jetzige dritte Pfarrkirche. Diese ist im Gegensatz zu ihren Vorgängerbauten nach Süden gerichtet und im Stil der zentralschweizerischen klassizistischen Landkirchen nach dem Vorbild der Pfarrkirche Arth errichtet. Sie wurde von dem in Walchwil ansässigen Vorarlberger Stukkateur

Abb. 38
Unterägeri, Zugerstrasse 183a, Wohnhaus. *Ansicht von Nordwesten.*

Josef Moosbrugger mit Altären und einer Kanzel im klassizistischen Stil ausgestattet (Abb. 39). Der kastenartig geschlossene Baukörper wendet seine durch sechs hohe, stichbogige Fenster durchbrochene Langseite weithin sichtbar zum See. Vor der nördlichen Giebelseite schützt ein zweisäuliges Vorzeichen unter Mansarddach das Kirchenportal mit Louis-XVI-Rahmung und geschnitzten Türflügeln. Auf der Eingangsseite ist das Giebelfeld durch eine axiale Rundbogennische mit der stilistisch interessanten, nachbarocken Sandsteinstatue Maria vom Siege von Bildhauer Philipp Brandenberg aus Zug gegliedert. 1904 wurde die Kirche innen barockisierend restauriert, eine weitere Gesamtrestaurierung fand 1959–64 statt.

Im schlichten gezierten Langhaus mit seiner Stichkappentonne ist ein grosses, zwei Joche überfassendes Deckenbild gemalt und je ein kreisförmiges vor dem Chorbogen und über den Emporen. Die leuchtenden Farben der nazarenischen Gemälde verlangten nach einer Anpassung des übrigen Raumklimas. Weiss und grau gehaltene Vasen und Blütenkörbe wechseln sich mit Voluten, Blumengirlanden und Ranken aus Lorbeer-, Eichen- und Rebblättern sowie Scheitelrosetten ab. Von den beiden Emporen läuft die untere, weiter vorgezogene geradlinig durch und wird von zwei Säulen getragen. Die obere schwingt, von vier Säulchen gestützt, seitlich karniesförmig, im Mittelteil konvex vor, bleibt aber auch hier hinter der unteren zurück. An beide wurden 1904 neubarocke Stuckaturen angebracht. Zur Aufstellung der Orgel musste die obere Empore erweitert und verstärkt werden. Die Orgel wurde am 2. Dezember 1850 geprüft und abgenommen. Sie wurde 1995 durch die Firma Orgelbau Th. Kuhn AG auf den Zustand von 1926 restauriert.

Die letzte Innenrestaurierung der Pfarrkirche Walchwil erfolgte 1992–94 unter der Leitung von Architekt Artur Schwerzmann aus Zug. Dabei wurde die ursprüngliche Farbigkeit wiederhergestellt und die Übermalungen der Deckenbilder entfernt. 2008 wurde die Empore umgestaltet, um mehr Platz für Chor und Orchester zu schaffen. Dazu wurden die Bänke demontiert und der Bretterbelag durch einen neuen Holzboden ersetzt. Die gegenwärtige restauratorische Innenreinigung umfasste den gesamten Innenraum. Die denkmalpflegerischen Massnahmen betrafen das Reinigen der Raumschale, der Altäre und des Sandsteinbodens, Retuschen an verschmutzten Wandpartien und Lisenen sowie das Reinigen, Festigen und Retuschieren an Altargemälden, Figuren, Büsten und Kreuzwegbildern.

Ass.-Nr. 29a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Josef Hürlimann, Arch. HTL, Walchwil.
Literatur: Tugium 12, 1996, 35. – KDM ZG NA. 2, 475–488. – Peter Eggenberger, Thomas Glauser und Toni Hofmann, Mittelalterliche Kirchen und die Entstehung der Pfarreien im Kanton Zug (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 5), Zug 2008, 273–311.

Zug, Ägeristrasse 5, Stadthaus: *Kurzdokumentation, Aussenrestaurierung und Umbau Dachgeschoss*

Das Wohn- und Geschäftshaus an der Ägeristrasse 5 ist ein schützenswertes Baudenkmal in der Altstadtzone von Zug. Das Bauvorhaben von 2009 sah vor, im Altstadthaus eine zweigeschossige Dachwohnung einzubauen und dabei bestehende Dachaufbauten zu vergrössern und die Aufzugslukarne zu öffnen.

Im Rahmen des Umbaus konnte die Kantonsarchäologie die Dachkonstruktion untersuchen. Das Dach liegt auf

Abb. 39
Walchwil, Pfarrkirche St. Johannes der Täufer. *Kirchenschiff und Chor. Blick nach Süden.*

Abb. 40
Zug, Ägeristrasse 5. *Der 1499 errichtete liegende Dachstuhl, Blick nach Westen.*

Abb. 41
Zug, Ägeristrasse 5. *Bemalte Decke im zweiten Obergeschoss, möglicherweise um 1768.*

dem zweiten Obergeschoss. Das Satteldach mit liegendem Dachstuhl ist mit sechs Proben dendrochronologisch ins Jahr 1498/99 datiert (Waldkante). Die Dachstuhlkonstruktion besteht aus drei Jochen, die aus liegenden Säulen, Spannriegeln, Kopfstreben, Kehlbalken und Sparrenpaaren bestehen. Die Kopfstreben überblatten alle diese Elemente, die Verblattung der Streben ist verzahnt (Abb. 40). Die sieben Sparrenpaare tragen Aufschieblinge. Andreaskreuze verstreben die Konstruktion. Die westliche Giebelmauer ist gleich alt wie der Dachstuhl. Die sorgfältig gefügte Mauer besteht aus Bruchsandsteinen und wenig Baukeramik. Sie ist im unteren Dachgeschoss verputzt und über dem Kehlboden unverputzt. Zugemauerte Fensteröffnungen in beiden Dachgeschossen weisen darauf hin, dass das westliche Nachbarhaus damals weniger hoch war. Es handelt sich somit um einen für die Region frühen liegenden Dachstuhl auf einem Wohnbau.

Dieses Dach wurde zu einem Vollwalmdach umgebaut, d. h. an der Ostseite abgeschrägt. Die Bäume für die beiden damals eingebauten Gratsparren wurden im Winter 1767/68 gefällt (Waldkante). Möglicherweise wurde diese Massnahme ergriffen, um eine Schieflage des Dachstuhls zu stabilisieren. Jedenfalls sind die Gratsparren an einen bereits schiefen Sparren angeschlagen. Gleichzeitig wurden an der Ostseite des Walmdachs die Aufzugslukarne und die Fensterlukarne darüber eingebaut. Die je zwei Lukarnen an der Nord- und an der Südseite sind hingegen jüngeren Datums. Ebenfalls aus der Zeit um 1768 könnte die Bemalung der Decke im Südwestraum des zweiten Obergeschosses stammen, die während einer Sanierung im Jahr

Abb. 42
Zug, Ägeristrasse 5, Wohnhaus. *Ansicht von Südosten.*

1996 dokumentiert und beim neuerlichen Umbau nur in Bodensondierungen eingesehen werden konnte (Abb. 41). Die Bemalung zeigt unter anderem Marmorimitationen, Triglyphen und Rosetten.

Zur optimalen Einpassung des gut einsehbaren Dachs ins Stadtbild wurden 2009 alle Aufbauten traditionell konstruiert, mit Holzschindeln verkleidet und mit Biberschwanzziegeln gedeckt (Abb. 42). Die neue Dacheindeckung ist eine Doppeldeckung, gemischt aus zwei Dritteln braunen und einem Drittel roten Ziegeln. Die Fassaden sind in einem dunkelbraunen Grau, die Holzteile in Sepiabraun gestrichen. Beim Ausbau des Dachraums blieb die originale Dachkonstruktion erhalten. Die Dachflächen wurden mit einer Wärmedämmung versehen, die Traufdetails blieben aber bestehen. Die erwähnte, an der Decke unter dem Dachgeschoss entdeckte Malerei wurde durch den Umbau nicht beeinträchtigt und bleibt vorläufig verdeckt. Die Verlegung des Hauseingangs an die Ägeristrasse wurde von der Denkmalpflege nicht befürwortet. Das historische Portal liegt an der Zeughausgasse und bildet den traditionellen Zugang zum Haus.

Durch den Ausbau des Estrichs ist eine neue Wohnung entstanden, ohne dass bestehende Substanz zerstört wurde. Durch die zurückhaltende, differenzierte Farbgebung der Fassade und durch die traditionelle Art der Dachaufbauten fügt sich das Haus gut in die Umgebung der Altstadt ein. Mit der geplanten Pflästerung des Strassenrandes an der Zeughausgasse wird ein bescheidener, aber doch eindeutiger Eingangsbereich entstehen.

GS-Nr. 999, Ass.-Nr. 183a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 656.02.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Xavier Näpflin.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Wiederkehr Krummenacher Architekten, Zug.

Zug, Baarerstrasse 113, «Indukta»: *Rekonstruktion*

Die ehemalige Schweizer Glühlampenfabrik Zug AG an der Baarerstrasse 113 wurde ab 1898 in vier Etappen als zweigeschossiger Backsteinbau gebaut (Abb. 43) und ist bis heute unter dem Namen «Indukta» bekannt. Vor Baubeginn musste der diagonal durch das Grundstück fliessende Aabach in Rohre gelegt werden. Die Indukta gehört zur ersten Generation der Stadt Zuger Industriebauten, die erst entstehen konnten, nachdem das Gebiet elektrifiziert worden war. Zusammen mit der benachbarten, in den gleichen Jahren gebauten Untermühle bildet sie das interessanteste Ensemble aus der Frühzeit der Stadt Zuger Industriegeschichte. Der funktional bestimmte Ausdruck des Sichtbacksteinbaus hat dank der klaren Gliederung grosse architektonische Qualitäten. Das markante Gebäude ist zudem städtebaulich präzis gesetzt. In die Ecke unmittelbar an die Baarer- und Feldstrasse platziert, gibt der Baukörper dem Strassenraum eine klare Kontur. Grosse Fenster, zahlreiche Lukarnen und mehrere Treppentürme gliedern die rund 70 m langen Fassaden. Der funktional bestimmte Ausdruck des Sichtbacksteinbaus verbindet sich mit einfachen, aber differenziert gestaltetet architektonischen Details zu einem prägnanten Gebäude.

Dank der raschen Expansion der Fabrik wurde das ursprüngliche Gebäude in drei Etappen erweitert. Ausbau- und Umbauprojekte von Johann Landis erfolgten 1907, 1916 und 1918. 1917 musste die Glühlampenfabrik eine eigene Gasanlage erstellen, da die Gasproduktion im Gaswerk Zug kriegsbedingt wegen ausfallender Steinkohlelieferung zurückging. Doch schon zehn Jahre später musste die Glühlampenfabrik den Betrieb einstellen. Landis & Gyr übernahm das bestehende Gebäude und produzierte bis 1932 Schalt- und Magnetuhren. Diese wurden unter dem Firmennamen Indukta vertrieben. Mit Mitarbeiterinnen

Abb. 43
Zug, Baarerstrasse 113, «Indukta». *Gründungsbau «Schweizerische Glühlampenfabrik AG», 1898.*

von Landis & Gyr wurden bis 1970 im Fabrikgebäude Wohnheime bewirtschaftet. Ab 1970 diente das Gebäude vor allem der Lehrlingsausbildung. In den letzten Jahren bot es günstige Wohn- und Arbeitsräume für eine bunte Vielfalt von Leuten.

Für das alte Fabrikgebäude wurden verschiedene Umbaupläne entwickelt. Das fast 70 m lange, 14 m breite und bis zur Traufe rund 10 m hohe Gebäude enthält ein zur Hälfte eingetieftes Kellergeschoss, zwei Vollgeschosse und ein Dachgeschoss. Dank der gut befensterten Gebäudehülle und den stattlichen Raumhöhen bot sich der Einbau von grosszügigen Wohnungen an. Die Bauherrschaft plante schliesslich den Einbau von loftartigen Wohneinheiten. Achtzehn Lofts in der ehemaligen Fabrik sollten einen klaren Kontrast setzen zum benachbarten Neubau mit vierzehn weiteren Wohneinheiten. Die Um- und Neunutzung des Areals war mit der Auflage verbunden, den seit 1898 eingedohlten Aabach wieder offen zu legen.

Gestützt auf ein entsprechendes Gesuch der Gebäudeeigentümerin und auf Antrag der Denkmalkommission stellte der Regierungsrat des Kantons Zug das Fabrikgebäude der Indukta am 23. April 2002 als Baudenkmal von regionaler Bedeutung unter kantonalen Schutz. Entgegen einer Stellungnahme der Denkmalkommission klammerte der Beschluss eine Gebäudeachse von ca. 4,50 m an der Baarerstrasse aus; vorgesehen war ein verkehrsbegründeter Teilabbruch. Im Bereich, wo die Feldstrasse in die Baarerstrasse einmündet, waren die Anliegen des Strassenbaus in Bezug auf die Verkehrsführung und die Anliegen der Denkmalpflege zur integralen Unterschutzstellung der Indukta unvereinbar. Die integrale Erhaltung hätte aus Sicht der Verkehrsplaner eine problematische Verkehrsführung zur Folge gehabt. Umgekehrt wären mit dem Teilabbruch erstens die Vollständigkeit des historischen Fabrikgebäudes und zweitens die prägnante städtebauliche Situation verloren gegangen. In diesem Sinn stellte die Denkmalkommission fest, dass mit der geplanten Verkehrsführung Gebäudesubstanz verloren gehe und der klar geprägte Strassenraum beeinträchtigt werde.

Im Rahmen einer Beschwerde des Zuger Heimatschutzes und des Bauforums Zug gegen diesen Teilabbruch teilte die Baudirektion am 27. April 2005 der Bauherrschaft mit, dass der Kanton nicht länger auf die Kürzung des Indukta-Gebäudes angewiesen sei, sondern an der Baarerstrasse innerhalb des Gebäudes eine Arkade erstellen wolle, um die Fussgängerbeziehung an dieser Kreuzung zu gewährleisten. Die Direktion des Innern stimmte dieser Planungsvariante zu, die Unterschutzstellung blieb in Kraft.

Im Juli 2007 wurden die Innenverkleidungen in der Indukta entfernt und die Baustruktur freigelegt. Erst jetzt wurde festgestellt und durch ein Ingenieurgutachten belegt, dass sich das Gebäude in Bezug auf die Tragfähigkeit in einem sehr desolaten Zustand befand. Insbesondere zeigte sich, dass die Fundamente nur in sehr geringem Ausmass und in Stampfbeton bestanden. Und es wurde sichtbar, dass die konstruktive Qualität des Industriegebäudes bereits zur Bauzeit Mängel aufgewiesen hatte und uneinheitlich war. In der Folge schlug die Gebäudeeigentümerin vor, das Gebäude abzubrechen und durch einen in der äusseren Erscheinung identischen Neubau zu ersetzen. Entgegen diesem Antrag sprach sich die Denkmalkommission aus grundsätzlichen Überlegungen für den Erhalt der ehemaligen Fabrik aus, und die Eigentümerin verzichtete auf ein formelles Schutzentlassungs- bzw. Abbruchgesuch. Die notwendigen statischen Sicherungsmassnahmen hatten aber umfangreiche Projektänderungen zur Folge. Die Sichtbacksteinmauern sollten mit Ankern an neuen Betondecken

Abb. 44
Zug, Baarerstrasse 113, «Indukta». *Ansicht von Osten, nach der Rekonstruktion.*

befestigt und diese wiederum mit massiven «Betontürmen» stabilisiert werden. Im Laufe der Bauarbeiten zeigte sich, dass der Westteil der ehemaligen Indukta in einem noch schlechteren baulichen Zustand war als ursprünglich angenommen. In einer Risikoanalyse wurde dargelegt, dass dieser Gebäudeteil nicht mehr sanierbar sei. Gegen ein entsprechendes Teilabbruchgesuch erhob der Zuger Heimatschutz Einsprache, die er aber nach einer Besichtigung der Baustelle zurückzog. Im Herbst 2008 stimmte die Direktion des Innern dem Teilabbruch des westlichen Gebäudeteils und einer entsprechenden Rekonstruktion zu. Nachdem die Sicherungsmassnahmen im verbliebenen Gebäudeteil ausgeführt waren, musste festgestellt werden, dass diese zur Rettung der Sichtbackstein-Fassaden nicht genügten. Steine und Fugenmörtel waren derart verwittert und mürbe, dass der Verbund zwischen Stein und Mörtel nicht mehr gegeben war. Die Sanierung des Verbandes und dessen Rückverankerung schien ausgeschlossen. Im Sommer 2009 stellte die Gebäudeeigentümerin das Gesuch um Entlassung aus der Unterschutzstellung und beantragte eine Rekonstruktion des Sichtmauerwerks.

Schon anlässlich des Baustellenbesuchs im Frühjahr 2009 konnte eine Delegation der Denkmalkommission feststellen, wie kritisch der Zustand der historischen Bausubstanz und wie aufwändig die Sicherungsmassnahmen waren. Unter diesem Eindruck schloss sich die Denkmalkommission der Auffassung der Gebäudeeigentümerin an, wonach eine Sanierung der Sichtbacksteinwände ausgeschlossen sei. Die Denkmalkommission stimmte dementsprechend der Entlassung des Indukta-Gebäudes aus dem Verzeichnis der geschützten Denkmäler zu, und auch der Stadtrat von Zug befürwortete die Entlassung aus dem Schutz. Gestützt auf diese Entscheide hat der Regierungsrat in der Folge beschlossen, die ehemalige Fabrik an der Baarerstrasse 113 in Zug aus dem Verzeichnis der geschützten Denkmäler zu entlassen.

Mit dem Abbruch des Sichtmauerwerks ging der letzte noch verbliebene historische Bauteil der ehemaligen Indukta verloren. Dieser Verlust der historischen Bausubstanz bedeutete auch den endgültigen Verlust des originalen Denkmals. Mit Bedauern musste die Denkmalpflege zur Kenntnis nehmen, dass die vorgenommenen Anstrengungen nicht genügten, das historische Fabrikgebäude als materiellen Zeitzeugen zu erhalten. Mit der originalgetreuen Rekonstruktion der äusseren Erscheinung bleiben aber die städtebauliche Präsenz der ehemaligen Fabrik und der Bautyp erhalten (Abb. 44). Das rekonstruierte Sichtmauerwerk entspricht in Farbe und Detailausbildung dem ursprünglichen Mauerwerk und erinnert so als gut und aufwändig gemachte Kopie an das ursprüngliche Bauwerk.

Ass.-Nr. 807a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Axess Architekten, Zug.
Literatur: INSA Zug, 505. – ISOS Zug.

Zug, Blasenbergstrasse, Kapelle St. Verena: *Aussen- und Innenrenovation*

Östlich der Stadt Zug, an der alten Strasse nach Ägeri und Einsiedeln, stand im 16. Jahrhundert ein Heiligenhäuschen. Weiter oben am Berg, im «Chämistal», stand ein weiteres Kapellchen. 1660 wurde auf den Ruf eines Wunders hin aus dem Material der beiden verfallenen Kapellen an der Stelle der heutigen Waldbruderwohnung eine neue, grössere Kapelle gebaut, die am 24. August 1684 zu Ehren der hl. Verena, des hl. Antonius von Padua und der hl. Maria Magdalena geweiht wurde. Schon bald aber mangelte es an Sonn- und Festtagen an Raum für die zahlreichen Kirchgänger und Kirchgängerinnen. Deshalb wurde 1704/05 auf der anderen Seite der Strasse eine grössere Kapelle in Kreuzform, mit Kuppeldach und mit drei Altären für die drei Heiligen erbaut. In dieser Zeit und Gegend war dieser Bautyp einzigartig. Am 1. Juli 1731 schlug der Blitz in die Kapelle ein und legte den Dachstuhl in Asche. Schon im folgenden Jahr war er jedoch wieder hergestellt. Die beiden Glöckchen der Kapelle goss 1732 Peter Ludwig Keiser in Zug. Das Hochaltarbild wurde 1708 von Johann Martin Muos (1679–1716) gemalt und gestiftet, die heutige Version ist aber eine Kopie von 1821. 1710 fand die Weihe der Kapelle statt.

Der Grundriss der geosteten Kapelle ist der eines lateinischen Kreuzes; der Arm der Eingangsseite ist doppelt so tief wie die drei andern Arme, die sich genau entsprechen. Die Vierung bekrönt eine runde Kuppel mit achteckiger Laterne. In der Ecke zwischen Chorarm und linkem Querarm ist die quadratische Sakristei untergebracht. Das Langhaus, die Querarme wie der Chor sind einheitlich befenstert, im Hauptgeschoss mit Stichbogenfenstern, über dem innern Hauptgesims mit breitovalen Ochsenaugen. An der rechten Seite des Chores hat es eine, im Langhaus und in den Querschiffarmen beidseitig je zwei Fensterachsen. Die Fensterrahmen, auch die der beiden Ochsenaugen an der Ostwand des Chors und in den Querschiffarmen, sind gotisch gekehlt, ebenso die Fenster im unteren Geschoss der Sakristei. Die Kuppel auf dem Kreuz-Satteldach ist ganz in den Dachstuhl hineingenommen, nur ihre Laterne ragt heraus, auf deren Spitze die hl. Verena thront. Über dem Chor befindet sich ein spitzer, sechseckiger Dachreiter mit geschmiedetem Kreuz. Die von vier toskanischen Säulen auf umlaufender Brüstungsmauer getragene Vorhalle hat eine Quertonne mit sechs Stichkappen und wird durch ein Walmdach beschirmt. Das rechteckige Portal ist 1705 datiert.

Es gibt zahlreiche Hinweise, dass der Einsiedler Klosterarchitekt Caspar Moosbrugger (1656–1723) die Kapelle St. Verena entworfen hat. Die drei 1708/09 vom Allgäuer Johann Georg Haggenmüller errichteten Altäre wurden 1732 und 1905 restauriert. Sie haben einfache Säulenarchitekturen in Marmor und Kunstmarmor. Am Giebel des Hochaltars befinden sich zwei von Leonz Brandenberg geschnitzte Engel. Das Giebelbild stellt die Madonna dar,

das Hauptbild die Aufnahme der hl. Verena in den Himmel. An den Wänden ist ein Zyklus von zwölf Bildern aus dem Leben der hl. Verena angebracht.

Die letzte umfassende Renovation der Kapelle erfolgte 1966–68 und liegt somit schon vierzig Jahre zurück. 1993–96 wurde eine Sickerleitung erstellt, gleichzeitig wurden die Laterne und der Dachreiter renoviert. Zum 300-Jahr-Jubiläum hat nun der Kirchenrat beschlossen, die Kapelle St. Verena wieder neu erstrahlen zu lassen und innen und aussen umfassend zu restaurieren. An der Kirchgemeindeversammlung vom 2. Dezember 2008 bewilligten die Stimmberechtigten einen Baukredit von Fr. 320 000.–, im Mai 2009 konnte mit den Bauarbeiten begonnen werden, und am 1. September 2009 wurde die neu restaurierte Kapelle mit einem feierlichen Gottesdienst wieder eingesegnet und der Öffentlichkeit übergeben. Im Baukredit war die Renovation der Laterne und des Dachreiters nicht eingerechnet, diese waren 2002 neu gestrichen worden. Bei der Turmreinigung kamen aber grosse Schadstellen im Stuck und stark verfaulte Ständerbalken zum Vorschein. Da diese Arbeiten grösserer Abklärungen bedurften, wurde in Übereinkunft mit der Denkmalpflege beschlossen, diese im Sommer 2010 nachträglich auszuführen.

Die beiden Seitenaltarbilder von Johann Martin Muos wurden im Jahr 1895 durch Karl Kraft renoviert, 1967 folgte eine weitere Renovation durch Georges Eckert in Luzern. Zur Zeit Krafts verstand man unter Renovieren noch das Übermalen schadhafter Stellen. Und obwohl sich schon zur Zeit Eckerts die Auffassung durchsetzte, dass die Originalmalerei zu konservieren und beschädigte Partien zu retuschieren seien, also so einzufärben, dass sie sich bei näherem Betrachten von der originalen Malerei unterscheiden lassen, erfolgte die Renovation durch Eckert noch nicht optimal. Das Hochaltarbild erfuhr dieselben Restaurationen, ist aber besser erhalten als diejenigen der Seitenaltäre. Der Erhaltungszustand der Leinwandgemälde und der Holztafelbilder war auch entsprechend ihrer Platzierung im Raum und der damit verbundenen klimatischen Schwankungen sehr unterschiedlich. Am meisten war das rechte Seitenaltarbild in Mitleidenschaft gezogen, da es thermischen und physikalischen Einwirkungen durch das angrenzende Fenster direkt ausgesetzt war. Allgemein war festzustellen, dass alle Bilder bei jeder Renovation grossflächig übermalt wurden. Die Übermalungen waren im Verlaufe der Zeit unterschiedlich gealtert, teilweise sehr stark nachgedunkelt, und gleichzeitig war der Firnis stellenweise erblindet und die Malschicht stark ausgeblichen, spröde und krakeliert. Kleinere Kratzer und Beulen beeinträchtigten zudem die Betrachtung der Bilder.

Ass.-Nr. 409a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Fredy Rickenbacher, Zug.
Literatur: Arnold Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz. Bistum Konstanz, Dekanat Cham (Bremgarten). Gfr. 40, 1885, 1–82, besonders 70. – KDM ZG, 1, 342–348.

Zug, Frauensteinmatt: *Aushubüberwachung*

Mitte Jahr begann in der Frauensteinmatt der Aushub für eine grössere Überbauung. Da westlich dieses Grundstückes auf einer Baustelle einige prähistorische Keramikstücke gefunden worden waren, begleitete man auch hier ein Teil der Bodeneingriffe. Es wurde aber nur eine einzige prähistorische Scherbe gefunden. Dazu kommt eine kleine Münze, ein Angster aus Schwyz von 1776.

GS-Nr. 1397.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1812.
Kantonsarchäologie: Johannes Weiss und Stephen Doswald.

Zug, Grabenstrasse 16, Altstadthaus: *Dendrochronologische Datierung*

Die Kantonsarchäologie versucht, die Ausgrabungen und Bauuntersuchungen in der Stadt Zug allmählich aufzuarbeiten, um die Bauentwicklungen der einzelnen Häuser miteinander vergleichen und einen Beitrag für eine Bau- und Siedlungsgeschichte der Stadt Zug leisten zu können. Seit rund zwanzig Jahren werden bei Bauuntersuchungen regelmässig dendrochronologische Proben zur Altersbestimmung entnommen. Häuser, die in den 1970er und zum Teil in den 1980er Jahren untersucht worden sind, sind hingegen nicht oder nur ungenügend dendrochronologisch datiert. Die Kantonsarchäologie versucht jetzt, diesen Mangel mit ausgewählten dendrochronologischen Untersuchungen nachträglich zu beheben (vgl. Tugium 22, 2006, 42 [s. v. Grabenstrasse 26], und Tugium 25, 2009, 43 [s. v. Oberaltstadt 4], s. auch unter Grabenstrasse 20 und Unteraltstadt 14).

Im Rahmen dieser Aufarbeitungen ist auch der baugeschichtlich zwar noch nicht untersuchte, aber an der Westfassade sichtbare Ständerbau von Grabenstrasse 16 datiert worden. Den vorkragenden Tragbalken des ersten Obergeschosses konnten sechs Bohrproben zur Altersbestimmung entnommen werden. Die letzten Jahrringe von fünf Tannen- und Fichtenproben fallen in die Jahre 1363, 1369, zweimal 1374 und 1375. Das Fäll- und Baudatum des Bohlenständerbaus ist kurz nach 1375 anzusetzen. Damit gehört der Bau zu einer Gruppe von Altstadthäusern, die in den Jahren nach einem mutmasslichen Stadtbrand 1371 errichtet worden sind.

Gemäss einer Türinschrift und einer Jahreszahl auf einem Brett am Firstbalken soll das Haus im Jahr 1551 aufgestockt worden sein. Um 1769 bis 1779 sollen der Kachelofen neu erbaut, die Kammern vertäfert und ein Kamin in der Küche eingebaut worden sein. Aus dieser Zeit stammt wohl auch die regelmässige Befensterung. In den 1970er Jahren erfolgten Umbauten im Dach und an der Fassade.

GS-Nr. 1165, Ass.-Nr. 64a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1797.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Toni Hofmann.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: KDM ZG 2, 438. – Viktor Luthiger, Die Altstadt-Obergasse in Zug und ihre Bewohner. ZKal. 83, 1938, 48–62, hier 57f.

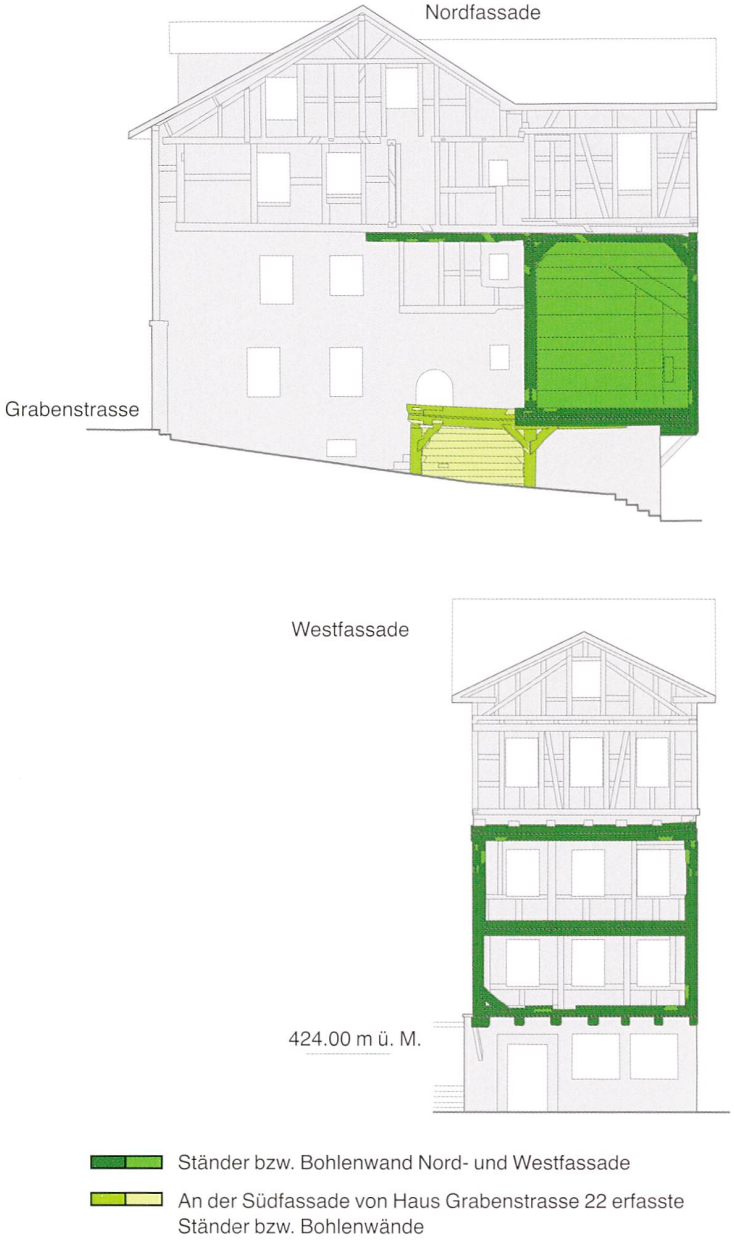


Abb. 45
Zug, Grabenstrasse 20. *Nord- und Westfassade mit Bauteilen des kurz nach 1470 errichteten Bohlenständerbaus, Massstab 1:200.*

Zug, Grabenstrasse 20, Altstadthaus: *Dendrochronologische Datierung*

1973 konnten anlässlich einer Renovation des Hauses Grabenstrasse 20 Teile der Nord- und Westfassade baugeschichtlich untersucht und dokumentiert werden. Ein im Westteil des Hauses teilweise erhaltener Bohlenständerbau bildet demnach den Kernbau (Abb. 45). Dieser Bohlenständerbau wurde direkt an die Ringmauer im Osten der Parzelle gebaut. Im wesentlichen in drei Umbauphasen wurde das Haus zum heutigen Baukörper erweitert.

Der Bohlenständerbau war bislang undatiert. *Terminus ante quem* ist eine Malerei an der Stubensüdwand im ersten Obergeschoss an der Oberaltstadt-Gasse. Die 1979 entdeckte Kreuzigungsszene auf Kalkkreidengrund ist ins Jahr 1541 datiert und 1991 restauriert worden. Im südlich angrenzenden Haus Grabenstrasse 22 konnte im Jahr 2002 im Erdgeschoss eine Bohlenständerwand beobachtet werden, die zum Haus Grabenstrasse 20 gehört. Leider waren die Hölzer in einem für eine dendrochronologische Datierung zu schlechten Zustand.

Die Westenden der vorkragenden Tragbalken des ersten Obergeschosses des Bohlenständergebäudes Grabenstrasse 20 sind gut zugänglich und ermöglichen eine nachträgliche dendrochronologische Datierung (vgl. oben Grabenstrasse 16). Sechs von sieben Fichtenbalken sind mit folgenden Endjahren (ohne Rinde) datiert: 1457, 1467, zweimal 1469 und zweimal 1470. Das Fäll- und Baudatum liegt daher kurz nach 1470.

GS-Nr. 1168, Ass.-Nr. 59a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 10.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Toni Hofmann.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: Viktor Luthiger, Die Altstadt-Obergasse in Zug und ihre Bewohner. ZKal. 83, 1938, 48–62, hier 56f. – Tugium 19, 2003, 29. – Monika Twerenbold, Frommes Leben und fremder Dienst. Die Malereien im Kernbau des Hauses Rathausstrasse 6/8 in Baar. Tugium 20, 2004, 119–128, hier 123f.

Zug, Guggihügel: *Aussichtspunkt Neugestaltung*

Der Guggihügel gilt als einer der schönsten Aussichtspunkte der Stadt Zug. Für die Zuger Bevölkerung bedeutet der Hügel zudem Naherholungsgebiet mit Schattenplätzen unter Kastanienbäumen, einer vorgelagerten Aussichtsplattform und Spazierwegen. Geplant war eine Aufwertung bzw. Neugestaltung dieses wertvollen Ortes. Zusammen mit einem Landschaftsarchitekten erarbeitete die Stadt Zug ein neues Umgebungsgestaltungskonzept. Dieses beinhaltet die Sanierung des Rondells auf dem Kulminationspunkt, die Lichtung der Kastanienbäume und eine neue lange Sitzbank entlang der Hangkante. Das Rondell wurde mit einer neuen, grau eingefärbten und leicht sandgestrahlten Betonplatte saniert und mit einer runden Sitzbank ausgestattet. Zusätzlich wurden das Zunftwappen der Schneider und die Kennzeichen der vier Himmelsrichtungen aus Metall in den Beton eingelassen. Die lange Sitzbank in der Form der Hangkante ist ebenfalls in Beton ausgeführt, der Zunftspruch ist darin eingelassen. Mit dieser neuen Umgebungsgestaltung und Neumöblierung des Guggihügels wurde ein wertvoller Ort der Zuger Bevölkerung aufgewertet (Abb. 46).

GS-Nr. 3753.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Appert & Zwahlen GmbH, Landschaftsarchitekten HTL/BSLA, Cham.

Zug, Kirchenstrasse 11, Burg: *Auswechslung Balken und Kurzdokumentation*

An der Eichenschwelle der Nordfassade des Bohlenständerbaus von 1355 auf der Burg Zug zeigte sich im Sommer 2009 ein grosser Wasserschaden mit massiver Fäulnisfolge

Abb. 46
Zug, Guggihügel. *Aussichtspunkt und Sitzplatz. Ansicht von Norden.*

(Abb. 47). Die beschädigte Stelle ist mindestens 3 m lang. Der Schaden entstand, weil während Jahren Regenwasser eindrang und die Hölzer auf der schattigen Nordseite nicht trocknen konnten. Das Problem wurde durch Silikonfugen und einen unsachgemässen Farbanstrich zusätzlich verschärft.

Die beschädigten Teile mussten vollständig ausgesägt und mit Eichenholz ersetzt werden. Eine darüber angebrachte, zusätzliche Holzabdeckung und regelmässige Kontrollen sollen erneute Feuchtigkeitsschäden verhindern helfen. Dieselben Schäden zeigten sich auch an der ehemaligen Türschwelle in der Südfassade, wo in gleicher Weise eingegriffen werden musste.

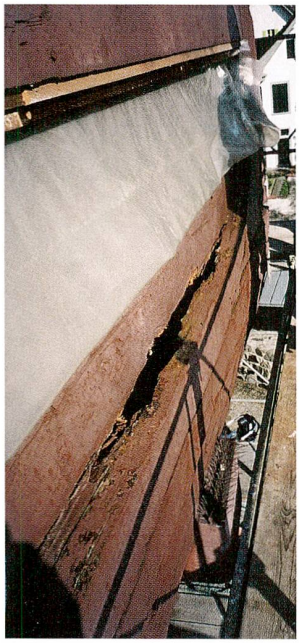


Abb. 47
Zug, Kirchenstrasse 11, Burg. *Wasserschaden an der Nordschwelle des 1355 errichteten Bohlenständerbaus.*

GS-Nr. 1253, Ass.-Nr. 252a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 2.
Kantonsarchäologie: Toni Hofmann.
Denkmalpflege: Monika Twerenbold.
Literatur: Josef Grünenfelder, Toni Hofmann und Peter Lehmann, Die Burg Zug. Archäologie – Baugeschichte – Restaurierung. Zug und Basel 2003 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 28), 78–91. – Adriano Boschetti-Maradi und Toni Hofmann, Der Bohlen-Ständerbau von 1355 auf der Burg Zug. Mittelalter. Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 11, 2006, 4, 173–188.

Zug, Oberwil, Artherstrasse 107, Kaplanenhaus: *Aussenrenovation*

Das Kaplanenhaus an der Artherstrasse 107 in Oberwil wurde 1744 erbaut. Diese Jahreszahl ist am Türsturz des seeseitigen Eingangs angebracht. Zwei Jahre zuvor, 1742, hatte die Dorfschaft Oberwil eine Kapellenpfrund eingerichtet. Das Pfrundhaus diente dem von diesem Zeitpunkt an in Oberwil residierenden Geistlichen als Wohnsitz. Es ist ein schlichter Steinbau mit einem annähernd quadratischen Grundriss. Die Fenster der westlichen Hauptfassade sind regelmässig in drei Achsen angeordnet (Abb. 48). Verputzte Dachkehlen leiten von der Wand zu den Untersichten des Stutzwalmdachs über. Im Sockelgeschoss war die ehemalige Schulstube eingerichtet. Die Wohnung des Kaplans in den Obergeschossen ist zweiraumtief angelegt mit Stube und Kammern auf der Seeseite, Treppenhaus, Küche und Nebenzimmern gegen Osten. Der rückseitige Anbau für Keller und Waschküche stammt aus dem Jahr 1933.

Abb. 48
Zug, Oberwil, Artherstrasse 107, Kaplanenhaus. *Ansicht von Nordwesten.*

Das Kaplanenhaus wurde letztmals 1978 renoviert. 2009 erfolgte die Unterschutzstellung und eine Renovation der Fassaden. Die denkmalpflegerischen Massnahmen betrafen vor allem Ausbesserungs- und Verputzarbeiten, aber auch die Sanierung der Tür- und Fenstereinfassungen aus Sandstein. Daneben wurde der Anstrich der Fassaden mit Mineralfarbe und der Holzteile mit Ölfarbe ausgeführt.

Das weitgehend original überlieferte Kaplanenhaus ist ein bedeutender Zeuge für die Geschichte des Dorfes Oberwil. Architekturgeschichtlich ist es charakteristisch für die Entstehungszeit, und als Gegenstück zur Kapelle St. Niklaus bildet es ein prägendes Element im seeseitigen Ortsbild von Oberwil.

Ass.-Nr. 310a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Literatur: Alfred Schaer, Das Bürgerhaus des Kantons Zug. Zürich 1922 (Das Bürgerhaus in der Schweiz 10), XI. – KDM ZG 1, 297.

Zug, Oberwil, Pfarrkirche Bruder Klaus: *Restaurierung Kunstverglasung*

Die Kirche Bruder Klaus in Oberwil gilt als eines der revolutionärsten Baudenkmäler, das die Schweizer Sakralarchitektur des 20. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Die liturgischen Grundsätze des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–65) sind sowohl architektonisch als auch künstlerisch folgerichtig vorausgenommen worden. Der Kirchenbau (1953–56) und die Wandbilder (1957–60) bilden eine Einheit und sind sichtbarer Ausdruck der Gemeinschaft Christi mit den Gläubigen – eine Idee, die das Konzil zu einem seiner wichtigsten liturgischen Grundsätze machte.

Für den Neubau der zu kleinen und baufälligen Kapelle St. Nikolaus wurde 1953 ein Wettbewerb ausgeschrieben, an dem alle katholischen Architekten aus dem Kanton Zug sowie drei nicht aus dem Kanton stammende Architekten zugelassen waren. Das Projekt «Zelt Gottes» von Hanns Anton Brütsch und Alois Stadler überzeugte das Preisgericht am meisten. Am 2. September 1956 konnte das neue Gotteshaus vom Diözesanbischof Franziskus von Streng eingeweiht werden.

Breite Treppen führen auf den grosszügigen achteckigen Kirchenvorplatz, der seitlich von einem hohen, freistehenden Glockenturm begrenzt wird. Die untere Hälfte dieses Turmes und abwechslungsweise auch die Wände der Kirche werden von Betonsprossenelementen gegliedert. Der Kirchenbau aus Beton umschreibt ein Achteck, das im Osten gestreckt ist. Nach aussen gerichtete Eckpfeiler und dazwischen eingespannte Mauerflächen tragen das niedrige, zeltartige Eternitdach.

Während der Kirchenbau von der Bevölkerung positiv aufgenommen wurde, provozierten die Wandmalereien von Ferdinand Gehr einen regelrechten Kunstskandal. Er malte den hl. Bruder Klaus und die Eucharistie, d. h. das Opfer, das Mahl und die Gegenwart Christi in den eucharistischen Symbolen. Die Juroren kritisierten die Darstellungsweise und Farbgebung von Chorwand und Farbfenstern. Bei dieser Kritik ging es um mehr als um das Wandgemälde selbst: Es ging um die Etablierung moderner Sakralkunst und um

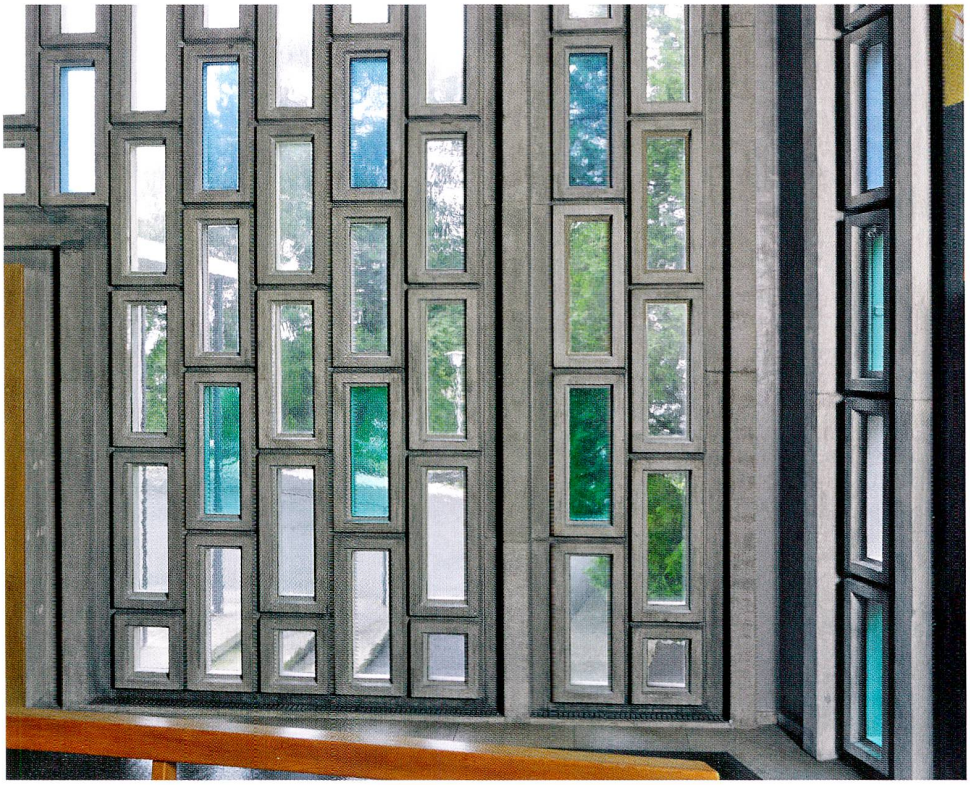


Abb. 49
Zug, Oberwil, Pfarrkirche Bruder Klaus. *Detailansicht Westwand.*

die Frage, wer über öffentliche Kunstfragen zu entscheiden hatte. Gehr durfte daraufhin seine Malereien zwar zu Ende führen, hatte sie aber innert eines halben Jahres mit Wandbehängen zu verdecken. Fünf Jahre später stimmten die Oberwiler für die Entfernung der Vorhänge und die Erhaltung der Bilder. 2001 wurde die Kirche Bruder Klaus unter kantonalen Schutz gestellt, 2006 die Fresken von Gehr an wenigen Stellen restauriert.

Die Gitterstruktur der Fassaden besteht aus Betonrippen (Abb. 49). Die hochrechteckigen Öffnungen sind innen mit Klarglas und aussen mit Buntglas ausgefacht, das sich mit den Wandgemälden von Gehr zu einer Einheit verbindet. Verschmutzung und Kalkablagerung haben zu einer Trübung der Gläser geführt, die sich nicht mehr entfernen liess. Die Gläser mussten daher vollständig ersetzt werden. Zur Ausführung standen Gläser aus der ursprünglichen Fabrikation und in der originalen Farbgebung zur Verfügung.

Ass.-Nr. 1943a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Scholz Kunstglaserei, Rümlang.
Literatur: Tugium 23, 2007, 51. – Laetitia Zenklusen und Josef Grünenfelder, Pfarrkirche Bruder Klaus und Kapelle St. Nikolaus in Oberwil. Bern 2002 (Schweizerische Kunstführer GSK 720), 5–10.

Zug, St.-Oswalds-Gasse, Kirche St. Oswald: *Dendrochronologische Datierung*

Die Baugeschichte der spätgotischen Kirche St. Oswald ist dank des überlieferten Baurodels sehr gut dokumentiert. Die Grundsteinlegung für das Schiff erfolgte am 18. Mai 1478. In einer zweiten Phase wurden 1481–83 Chor, Sakristei und Turm errichtet. Bereits 1488 begann man mit der Verlängerung des Langhauses nach Westen. Wohl bereits ab 1492 arbeitete man an den Seitenschiffen, die ihre Gewölbe jedoch zu einem späteren Zeitpunkt erhielten. 1544/45 wurde das Mittelschiff erhöht und überwölbt, 1557/58 folgte die Aufstockung des Glockenturms. Trotz dieser Baudaten ergeben sich Fragen zum Bauablauf im Detail. Im Rahmen der Kunstdenkmälerinventarisation sind deshalb die Dachstühle dendrochronologisch datiert worden.

Die dendrochronologischen Daten bestätigen zum Teil die historisch überlieferten Baudaten, zum Teil korrigieren sie diese aber auch um ein paar Jahre. Die Untersuchung von 53 dendrochronologischen Proben aus den Dachstühlen ergab folgende Resultate: Der eindrückliche Dachstuhl über dem Mittelschiff besteht aus drei verschiedenen liegenden Dachstühlen. Der älteste Teil befindet sich über dem Mittelteil, die zugehörigen Stämme wurden bereits 1476 bis 1478 gefällt. Für den liegenden Dachstuhl über dem Chor wurde das Holz 1479 bis 1482 gefällt, für die Gerüsthölzer des Turms im Winter 1480/81. Der Ostteil des Dachstuhls über dem Mittelschiff ist eine Reparatur, für die im Winter 1489/90 Bäume gefällt worden sind, und der Westteil gehört zur Verlängerung des Schiffes, für die im Winter 1490/91 Stämme gefällt worden sind. Ankerbalken für das nördliche Seitenschiff wurden nach 1482/83 und für das südliche Seitenschiff 1519/20 sowie 1544/45 gefällt. Ein Ankerbalken, der zu Mittelschiffgewölbe gehört, ist mit Fälldatum 1550/51 datiert.

Die dendrochronologische Datierung beweist also, dass der dreiteilige Dachstuhl über dem Mittelschiff aus den Jahren 1478, 1490 und 1491 bei der Aufstockung des Mittelschiffs um 1544/45 abgebaut und neu aufgerichtet wurde. 1871 wurde gemäss dendrochronologischen Daten das nördliche und 1882 das südliche Seitenschiffdach repariert.

GS-Nr. 1219, Ass.-Nr. 272a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 3.04.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi.
Dendrobericht: Martin Schmidhalter, Zürich und Brig.
Denkmalpflege: Thomas Brunner.
Literatur: Rudolf Henggeler (Hg.), Baurodel und Jahrzeitbuch der St.-Oswalds-Kirche in Zug. Basel 1951 (QSG NF., 2. Abteilung, Band 4). – Josef Grünenfelder, Kirche St. Oswald in Zug. Bern 1998 (Schweizerische Kunstführer GSK 622/623). – Peter Eggenberger, Thomas Glauser und Toni Hofmann, Mittelalterliche Kirchen und die Entstehung der Pfarreien im Kanton Zug. Zug 2008 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 5), 258–263.

Zug, St.-Oswalds-Gasse 20, Baudepartement: *Aussenrestaurierung, Dachausbau*

Das ehemalige Schulhaus am südlichen Ende der St.-Oswalds-Gasse wurde von 1710–22 unter der Leitung von Baumeister Franz Knopflin und Hauptmann Damian Müller gebaut. Als ehemalige Knabenschule, später Industrie- und Gewerbeschule und von 1886 bis 1920 als Kantonsschule genutzt, dient das stattliche Gebäude heute dem Baudepartement der Stadt Zug.

Geplant waren die äussere und innere Sanierung sowie der Ausbau des Dachstuhls. In enger Zusammenarbeit mit der Denkmalpflege und der Stadt Zug wurde in einem ersten Schritt die Belichtung des Dachgeschosses geplant. Je zwei abgewalmte Lukarnen zieren neu die östliche wie westliche Dachfläche. Die mit Holzschindeln verkleideten Dachaufbauten integrieren sich angemessen in die Dachflächen (Abb. 50).

In einem zweiten Schritt wurde der Neuanstrich der Fassaden intensiv diskutiert. Das Äussere des Baus wurde vermutlich im Jahr 1878 neu gestaltet. Historische Fotografien belegen die damalige, reiche Neugestaltung des Gebäudes mit aufgesetzten Architekturformen. Aufgrund dieser interessanten Vorgeschichte und der sehr prominenten Lage war eine professionelle Farbberatung erforderlich. Nach intensiver Auseinandersetzung machte die Farbberaterin den Vorschlag, auf die zu vermutende schlichte klassische Farbgebung, wie sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts üblich war, zurückzugreifen; ein Rückgreifen auf die wohl viel buntere Gestaltung des späten 19. Jahrhunderts machte wenig Sinn, da davon keine Befunde mehr vorhanden waren. Anhand von Aquarellen wurden Varianten studiert, um dem Farbenkleid des Originalbaus möglichst nahe zu kommen. Geeinigt hat man sich schliesslich auf ein schlichtes, gebrochenes Weiss für den Fassadenputz, kombiniert mit Grautönen am Sockel und den Fenstergewänden. Für das Holzwerk wählte man ein kräftiges, dunkles Rot.

Leider fehlen an diesem Gebäude die typischen Holzjalousieläden. Sie wurden durch unschöne Rafflamellen ersetzt. Nebst dem wichtigen farblichen Akzent würden Jalousieläden den Fassaden ihre ursprüngliche Eleganz

Abb. 50
Zug, St.-Oswalds-Gasse 20, Baudepartement. *Ansicht von Südwesten.*

zurückgeben. Was noch nicht ist, kann ja – so der Wunsch der Denkmalpflege – bei Gelegenheit noch werden.

Ass.-Nr. 282a.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: 4buildarchitecture, Zug.
Literatur: KDM ZG 2, 407f. – INSA Zug, 533.

Zug, Schanz 8, Wohnhaus/Ringmauer: *Kurzdokumentation*

Das Wohnhaus Schanz 8 steht an der Schanz, dem laut dem Chronisten Kaspar Suter um 1526 angelegten Wehrgraben der Zuger Stadterweiterung. Die im 19. Jahrhundert sukzessive errichtete Häuserzeile Schanz 4–12 steht mehrheitlich ausserhalb (nordöstlich) der Flucht der ehemaligen Ringmauer, d. h. innerhalb des Schanzgrabens. Nach einem Hinweis der Eigentümer anlässlich des Umbaus eines Teils der Liegenschaft dokumentierte die Kantonsarchäologie Reste der Ringmauer. Es handelte sich um ein nur 1,6 m breites, bodeneben abgebrochenes Fundament, das in der Westecke des Hauses im Kellerboden sichtbar wurde. Oberirdisch ist von der ehemaligen Ringmauer nichts mehr erhalten. Die Südwestmauer des bestehenden Hauses ist halb so breit wie das Ringmauerfundament und steht darauf, bündig mit dessen (südwestlicher) Innenflucht.

Das Haus Schanz 8 wurde 1846 als Schmiede- und Schreinerwerkstatt erbaut und um 1885 mit einer Wohnung erweitert. Seit 1868 ist das Haus im Besitz der Familie Bossard. Der Backsteinanbau an der Innenseite der Ringmauerflucht wurde 1900 errichtet; ein weiterer Umbau erfolgte 1963.

GS-Nr. 1059, Ass.-Nr. 609a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 437.02.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Peter Holzer.
Literatur: Viktor Luthiger, Die Zeughausgasse in Zug, ihre Häuser und deren Besitzer. ZKal. 86, 1941, 46–63, hier 54. – INSA Zug, 533.

Zug, Unteraltstadt 1, Rathaus: *Dendrochronologische Datierung*

Für den neuen Kunstführer über das spätgotische Rathaus liess die Kantonsarchäologie eine dendrochronologische Datierung durchführen. Ziel war eine Datierung des Dachs sowie des Täfers im Ratsaal im dritten Obergeschoss. Sichtbar ist die Dachkonstruktion nur über dem Kehlboden, das untere Dachgeschoss ist seit 1896 vertäfert. Der Dachstuhl ist ein liegender Stuhl mit dreizehn Sparrenpaaren auf drei Gespärren mit Abbundzeichen von I bis XIII in korrekter Folge von Nord nach Süd. Die Bundseite ist in der Nordhälfte die Nordseite, in der Südhälfte die Südseite. Nach schriftlichen Quellen und Inschriften am Täfer war das Rathaus 1505–09 im Bau. Die dendrochronologische Datierung ergab, dass die Balken für das Dach 1492/93 und jene für das Täfer und die Türe im Ratssaal nicht vor 1485 (ohne Waldkante) gefällt wurden. Das Fälldatum weist auf einen Baubeginn wahrscheinlich schon 1493 und damit auf eine bemerkenswert lange Bauzeit hin. Die Datierung des Ratsaales widerspricht nicht dem möglichen Innenausbau um das Jahr 1509, das durch die Inschrift über der Tür des Ratsaales belegt ist.

GS-Nr. 1122, Ass.-Nr. 1a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 1763.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: Thomas Brunner, Das Rathaus in Zug. Bern 2009 (Schweizerische Kunstführer GSK 854/855).

Zug, Unteraltstadt 10, Altstadthaus: *Ausgrabung und Bauuntersuchung, Unterschutzstellung, Sanierung und Umbau*

Das Altstadthaus Unteraltstadt 10 ist ein lang gestrecktes, typisch spätmittelalterliches Gebäude, dessen Erscheinungsbild den nördlichen Abschnitt der Unteraltstadt entscheidend mitprägt (Abb. 51). Das erste Geschoss weist die charakteristischen spätgotischen Fensterreihen auf, drei dreiteilige und ein einfaches Fenster. Ein wulstiges Band

Abb. 51
Zug, Unteraltstadt 10, Wohnhaus. *Ostfassade, Ansicht von Südosten.*

Abb. 52
Zug, Unteraltstadt 10. *Sondierschnitt unmittelbar südlich der mittelalterlichen Mauer (oberer Bildrand), Aufsicht. Am unteren Bildrand ist der verkohlte Rest einer Schwelle oder eines Bodenbretts zu erkennen, welches älter ist als die Mauer (vgl. Abb. 53).*

über den Fenstern ist das Dachgesims des ursprünglichen Baus. Die später aufgesetzten obersten zwei Geschosse sind in Ständerbauweise errichtet. In seiner inneren Disposition entspricht das Gebäude einem Handwerker- und Gewerbebau. Tatsächlich lässt sich hier im 17./18. Jahrhundert eine Färberei nachweisen, die während mehreren Jahrzehnten von Mitgliedern der Stadtzuger Färberfamilie Frei betrieben und 1783 zu einer Gerberei umgenutzt wurde. Das Erdgeschoss diente ursprünglich wohl als Warenlager und wurde nachträglich umgebaut.

Die Denkmalpflege war schon früh in die Umbauplanung involviert. Eine erste Bauanfrage sah vor, den gesamten Dachstuhl abzubrechen und neu aufzubauen. Dies wurde von der Denkmalpflege kritisch beurteilt, und die Kantonsarchäologie führte eine erste dendrochronologische Untersuchung am Dachstuhl durch. Darauf überarbeiteten die Architekten das Umbauprojekt. Das überarbeitete Projekt nahm mehr Rücksicht auf die wertvollen und zu erhaltenden Dachbalken. Nebst dem Ausbau des Dachstuhls waren auch der Aufbau von Dachlukarnen, der Einbau eines Lifts und die Sanierung der Fassaden und des Daches geplant. Mit der Unterschutzstellung konnten Beiträge an die Fassaden- und Dachsanierung gesprochen werden.

Anlässlich des Umbaus untersuchte die Kantonsarchäologie das Haus baubegleitend. Im Bereich des Lifts erfolgte eine kleine Ausgrabung. Auf dem gewachsenen Boden lag wahrscheinlich eine Planierschicht, deren Oberfläche verschiedene Nutzungsspuren wie Stickellöcher aufweist, die wir in die Stadtgründungszeit datieren. Es folgten Reste hölzerner Schwellenbauten (Abb. 52). Ein Fragment von Eichenbrettern lieferte ein C14-Datum um 1020–1165 (ETH-37510: 945±35 BP). Bei einem Holz mit rund hundert Jahrringen würde dieses Alter einem möglichen Fälldatum zur Stadtgründungszeit im frühen 13. Jahrhundert nicht widersprechen. Nördlich des Holzbaus und direkt an der Gasse errichtete man einen Steinbau. Im Osten endet das Mauerfragment in Sandsteinquadern, welche die Laibung einer Türe zwischen dem Holzbau im Süden und dem Steinbau im Norden bildeten (Abb. 53). Ein Holzstück aus dem Mauermörtel lieferte ein C14-Datum um 1040–1220 (am wahrscheinlichsten 1152–1212), was sich in die Relativchronologie einfügt (ETH-37509: 885±35 BP).

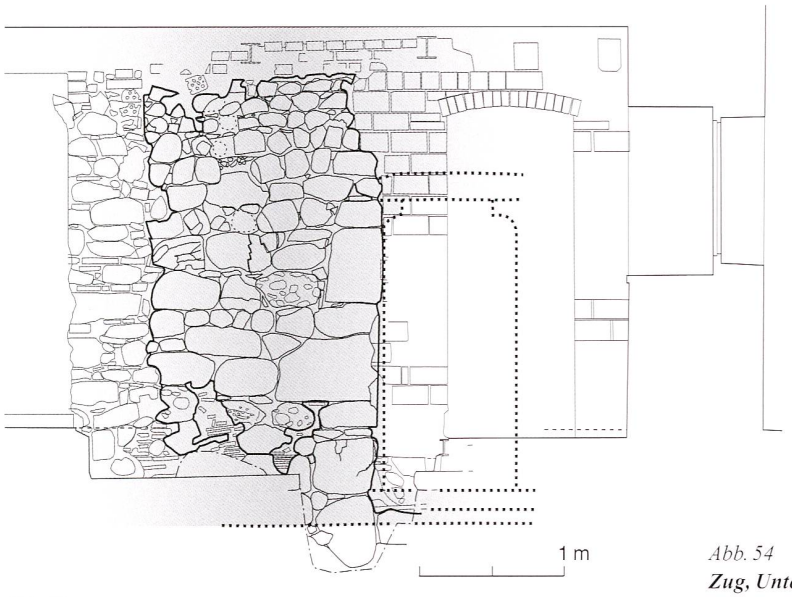


Abb. 53
Zug, Unteraltstadt 10. *Aufriss der im 13. Jahrhundert errichteten Mauer. Blick nach Norden, rechts die Unteraltstadt-Gasse. Das Mauerfragment endet an seiner Ostseite in Sandsteinquadern, welche die Laibung einer Türe bildeten. Massstab 1:50.*

Abb. 54
Zug, Unteraltstadt 10. *Erstes Wohngeschoss, Stube. 1597 datierte und mit einem nicht identifizierten (Allianz-?) Wappen versehene Fenstersäule. Blick nach Westen.*

Die Gebäude brannten bei einem Stadtbrand vermutlich im Jahr 1371 ab, was sich an Brandspuren am Mauerwerk und im Boden an einer Brandschicht sowie einer Brandschuttplanierschicht zeigte. Beim Wiederaufbau, in den man die verbrannten Mauerreste des Steinbaus integrierte, wurden die heutige Gassen- und die Südfassade des Hauses zwei Geschosse hoch gemauert. Dieses Haus wurde im 16. Jahrhundert umgebaut (Datum 1597 auf einer Fenstersäule im ersten Obergeschoss, Abb. 54).

Der zweigeschossige Ständerbau (d. h. das zweite und dritte Obergeschoss sowie der Dachstuhl) wurde gemäss neun Dendrodaten (ohne Waldkante) nach 1649 unter Verwendung älterer Bauteile aufgesetzt, so dass das Haus heute aus zwei gemauerten und zwei Holzbaugeschossen besteht. Dieser Umbau um die Mitte des 17. Jahrhunderts entspricht der Angabe im Protokoll des Zuger Stadtrats, gemäss welcher Färber Beat Jakob Frei in Juni 1650 an seinen neuen Dachstuhl 3000 Ziegel zugesprochen erhielt. Frei war Obervogt in Risch und Zuger Spitalvogt und später Mitglied des Zuger Stadtrats. Weitere Umbauten erfolgten nach 1750, nach 1824, 1952/53 und 1982/83.

GS-Nr. 1095, Ass.-Nr. 7a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 122.03.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi, Heini Remy und Markus Bolli.
Dendrobericht: Heinz und Kristina Egger, Boll.
C14-Datierung: Irka Hajdas, ETH Zürich, Laboratory of Ion Beam Physics.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Zumbühl & Heggli Architekten, Zug.
Literatur: KDM ZG 2, 428–430 und 686. – Viktor Luthiger, Die Altstadt-Untergasse in Zug und ihre Bewohner. ZKal. 82, 1937, 41–55, hier 43. – Dittli 2007, 2, 120 (s. v. Farb).

Zug, Unteraltstadt 14, Altes Kaufhaus, Altstadthaus: *Dendrochronologische Datierung*

Das «Alte Kaufhaus» an der Unteraltstadt 14 ist das spätmittelalterliche Kornhaus, das in älterer Zeit mit der seit 1427 erwähnten Zuger Sust identisch sein dürfte. Das mit seiner im Erdgeschoss kunstvoll mit Schnitzereien verzierten Ostfassade stattlich wirkende Gebäude greift über den ehemaligen Ehgraben nach Westen hinaus. Das Erdgeschoss bildet eine mehr als 3,5 m hohe Halle (Abb. 55). Der Ständerbau wurde beim Anbau des heutigen Fischereimuseums (Unteraltstadt 14a, ehemals Kornlager, dann Fischbrutanstalt) im Jahr 1500 an der Westseite gekürzt.

Im Haus Unteraltstadt 14 fand bislang keine eingehende Bauuntersuchung statt. Im Rahmen einer Begehung wurden aber 1975 baugeschichtliche Beobachtungen dokumentiert, und bei der ersten Ausgrabung in der Zuger Altstadt fanden 1976 systematische Untersuchungen im Erdgeschoss statt. Der Ständerbau selbst ist erst bei der Bauuntersuchung im südlich angrenzenden Haus Unteraltstadt 16 («Zur Meise») 1987–89 dendrochronologisch datiert worden. Anhand von sieben Proben aus dem Erd-

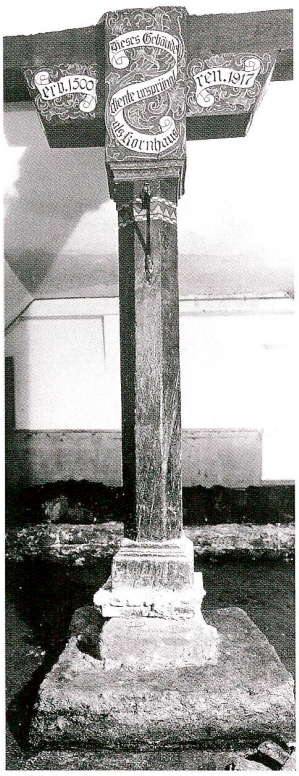


Abb. 55
Zug, Unteraltstadt 14, Altes Kaufhaus. *Der eichene Mittelständer in der Erdgeschosshalle trug bis 1976 eine historistische Bemalung von Josef Brandenberg mit dem Datum 1917 und der Angabe «Dieses Gebäude diente ursprüngl[ich] als Kornhaus». Ständer und Sattelholz sind dendrochronologisch datiert (Fälldatum Sommer 1427). Der Ständer trägt eine eiserne Lampenaufhängung mit eingeschlagener Marke (wahrscheinlich Jahreszahl 1455).*

und den beiden Obergeschossen datierte das Laboratoire Romand de Dendrochronologie aus Moudon im Jahr 1989 das Haus Unteraltstadt 14 mit einer gewissen Unsicherheit ins Jahr 1428.

Um diese Unsicherheit zu beseitigen, liess die Kantonsarchäologie 2009 und 2010 im Erdgeschoss, im ersten Obergeschoss und im Dachstock erneut dendrochronologische Proben entnehmen. Die Fichtenhölzer aus der Decke über dem Erdgeschoss und aus dem Dachwerk enden mit Waldkante in Sommer/Herbst 1427/28, wobei die Proben des Erdgeschosses im Jahr 1427, jene des Dachstuhls im Jahr 1428 enden. Dazu passen zwei Eichenproben aus dem Erdgeschoss, die ebenfalls Waldkante im Sommer des Jahres 1427 aufweisen. Insgesamt bestätigt sich die Datierung des Hauses in die Jahre 1427/28.

GS-Nr. 1098, Ass.-Nr. 13a.
Ereignisnr. Kantonsarchäologie: 45.
Kantonsarchäologie: Adriano Boschetti-Maradi und Toni Hofmann.
Dendrobericht: Dendrosuisse, Martin Schmidhalter, Brig/Zürich; Heinz und Kristina Egger, Boll.
Literatur: Alfred Schaer, Das Bürgerhaus des Kantons Zug. Zürich 1922 (Das Bürgerhaus in der Schweiz 10), 22f. und Taf. 22. – KDM ZG 2, 395–397. – Tugium 1, 1985, 59f.; 2, 1986, 49f. –Thomas Glauser, Sust und Zoll in der spätmittelalterlichen Stadt Zug. Tugium 16, 2000, 79–96. – Peter Streitwolf, Das alte Kaufhaus von Zug. Stadtkernforschung zum hohen und späten Mittelalter. Tugium 16, 2000, 97–133.

Zug, Zugerbergstrasse 12, Kapelle St. Karl: *Restaurierung*

Die 1615/16 angeblich zu Ehren von Karl Borromäus erbaute Kapelle wurde 1827 als klassische Rotunde mit auf zwei Säulchen ruhendem Portikus und umlaufendem Ge-

Zur Pensionierung von Toni Hofmann

Am 15. September 1983 äusserte Toni Hofmann erstmals die Idee, ein wissenschaftliches Zuger Jahrbuch zu lancieren – das heutige TUGIUM. Er fand in Heinz Greter den ersten Redaktor und überzeugte hartnäckig die verantwortlichen Stellen von seiner Idee. 1985 gab der Regierungsrat des Kantons Zug erstmals das TUGIUM heraus. Toni Hofmann hat die Farbgebung des TUGIUM-Umschlags folgendermassen geschildert:

«Mit Heinz Greter sass ich am Kaffee, als wir die äussere Gestalt des ersten Tugiums besprachen und wir beide auf den Heisswassertopf der Archäologie zeigten und seine rote Farbe als die richtige für unser Heft erkannten.»

Toni Hofmann war der erste vollamtliche Grabungstechniker im Dienst des Kantons Zug. Er trat am 1. Oktober 1972 als grabungserfahrener Hochbauzeichner in den Dienst der Denkmalpflege ein und prägte den Aufbau einer modernen Kantonsarchäologie entscheidend mit, indem er sich um den Aufbau und die Pflege des Archivs und des Fundmagazins kümmerte, bei zahlreichen Ausstellungsprojekten mithalf, sich bis 1985 für das Museum in der Burg Zug und bis 1990 im Museum für Urgeschichte einsetzte und zahlreiche Vorträge und Führungen hielt. Toni beschreibt die Frühzeit seiner Tätigkeit für den Kanton Zug folgendermassen:

«Alles war damals gar nicht so einfach, denn ausser einem kleinen Büro mit einem kleinen Zeichentisch, dem alten Luthigerpult, das mich bis heute begleitet, und einem Planschrank an der Ägeristrasse 56 war da nichts. Alle Arbeitswerkzeuge brachte ich privat mit. Eine Fotoausrüstung existierte genau so wenig wie irgendwelche Vermessungsinstrumente. Fotos musste ich mir durch das Hochbauamt machen lassen. Nivelliergerät und Grobwerkzeug musste ich beim Baugeschäft erbetteln. Arbeiter, die mir dann zum Beispiel 1976 im Kaufhaus zur Verfügung standen, musste ich jeden Morgen vor sechs Uhr beim städtischen Bauamt erbetteln und absichern. Um die erste Rolle Zeichenfolie zu erhalten, brauchte es 1973 beinahe einen Staatsakt und viel Zeit. Das war schon ein bisschen eine Pionierzeit, wie man es sich heute kaum mehr vorstellen kann.»

Vor allem aber führte Toni Hofmann Ausgrabungen oder Bauuntersuchungen durch. Dabei hat er als Autodidakt in den 1970er Jahren in methodischer Hinsicht für die Mittelalterarchäologie Massstäbe gesetzt, die vielerorts noch dreissig Jahre später nicht erreichbar scheinen. So hat er als einer der Ersten überhaupt die konsequente Anwendung archäologischer Methoden in der Bauforschung umgesetzt, z. B. im Bereich der Stratigrafie und der Gebäudefunde. Toni Hofmann hat sich nie um eine chronologische Begrenzung der Mittelalterarchäologie gekümmert; von Anfang an betrieb er Archäologie von der Urgeschichte bis in die Neuzeit. Er hat sich durch Schriftquellen nie den Blick auf die Realien verstellen lassen und immer zuerst die materielle Hinterlassenschaft oder die Bauwerke als historische Quelle erschlossen. Mit einer unvergleichlichen Systematik, ja Sturheit und Besessenheit hat er seine Erkenntnisse in Dokumentationen festgehalten, die auch Jahre später als mustergültig gelten können, etwa bezüglich der Ereignisnummerierung, Fundkomplexverwaltung etc. Trotzdem hat Toni Hofmann immer wieder Kreativität und Neugierde bewiesen, die den Blick der Forschung auf neue Fragestellungen gelenkt und überraschende Interpretationen ermöglicht haben. Die Liste seiner Untersuchungen seit Herbst 1972 ist bemerkenswert:

• Kanton Zug: Baarburg und Chlingen in Baar, Klosterkirche Frauenthal und Strandbad Cham, Zollhaus und Stollen Langrüti in Hünenberg, St.-Bartholomäus-Kapelle in Menzingen, Hauptstrasse 7 und St.-Peter-und-Paul-Kirche in Oberägeri, Chilchberg in Risch, Restaurant Löwen und Altes Pfarrhaus in Steinhausen, Bahnhofstrasse, Burg, Casino, Chamerstrasse, Fischmarkt 9, 11, und 15/17, Grabenstrasse 6, 18, 20, 24 und 30, Klosterstrasse 2, Kolinplatz, Kolinplatz 4/17 und

6/8, Landsgemeindeplatz 12, Neugasse 24/26, Oberaltstadt 9 und 12, Oberwilertor, Pulverturm, Regierungsgebäude, St.-Antons-Gasse, St.-Oswalds-Gasse 7, Seestrasse 5–9, Unteraltstadt-Gasse, Unteraltstadt 3, 14, 15, 19, 30 und 34, Vorstadt, Vorstadt 20 sowie Zitturm und Kapuzinerturm in Zug, St.-Nikolaus-Kapelle in Zug-Oberwil.

• Kanton Luzern: St.-Clara-Kapelle, Ringmauern der Neustadt und Liebenauhaus in Luzern, Murihof und Rathaus in Sursee, Ruine Nünegg bei Lieli, St.-Nikolaus-Kapelle in Willisau, St.-Gallus-Kirche in Büron.

• Kanton Nidwalden: Wilbrücke in Oberdorf, St.-Jost-Kapelle in Ennetbürgen.

• Kanton Obwalden: St.-Theodul-Kirche in Sachseln.

Sein Hauptprojekt und wichtigstes Kind war zweifellos die archäologische Untersuchung der Burg Zug (s. Christine Aschwanden, Nimmermüder Burggeist. Personalziitig. Personalzeitung für die Angestellten der kantonalen Verwaltung, 38. Oktober 2006, 9). In den letzten Jahren bis zu seiner Pensionierung am 30. September 2010 war die Auswertung von Altgrabungen (Burg Zug, Kirchen und Altstadt Zug) Toni Hofmanns Hauptaufgabe, wofür er sich in die Technik des Zeichnens am Computer (CAD) einarbeitete.

Das Amt für Denkmalpflege und Archäologie dankt Toni Hofmann herzlich für seine langjährige und engagierte Tätigkeit im Dienst des Kantons Zug. Wir wünschen ihm, dass er den Ruhestand bei bester Gesundheit, aktiv und mit Freude geniessen kann – ohne dass er eine seiner grossen Leidenschaften, die Archäologie, allzu sehr vernachlässigen muss.

Literatur von Toni Hofmann

Josef Grünenfelder und Toni Hofmann, Gedanken um ein romanisches Fenster in der Zuger Altstadt. Helvetia Archaeologica 57/60, 1984, 273–276.

Toni Hofmann, Beiträge zur Baugeschichte der Klosterkirche Frauenthal. Tugium 3, 1987, 81–114.

Toni Hofmann, Zum mutmasslichen römischen Gutshof bei Lindencham-Heiligkreuz. Erfahrungsbericht: Erfassen von Altbeständen aus dem Archiv der Kantonsarchäologie. Tugium 9, 1993, 100–104.

Josef Grünenfelder, Toni Hofmann und Peter Lehmann, Die Burg Zug. Archäologie – Baugeschichte – Restaurierung. Zug und Basel 2003 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 28).

Adriano Boschetti-Maradi und Toni Hofmann, Der Bohlen-Ständerbau von 1355 auf der Burg Zug. Mittelalter. Zeitschrift des Schweizerischen Burgenvereins 11, 2006, Heft 4, 173–188.

Adriano Boschetti-Maradi, Toni Hofmann und Peter Holzer, Der Ausbau der Zuger Stadtbefestigung unter habsburgischer Herrschaft. Tugium 23, 2007, 105–136.

Peter Eggenberger, Thomas Glauser und Toni Hofmann, Mittelalterliche Kirchen und die Entstehung der Pfarreien im Kanton Zug. Zug 2008 (Kunstgeschichte und Archäologie im Kanton Zug 5).

bälk neu erbaut. Wegen der in Bau befindlichen und 1907 eröffneten Strassenbahn musste die Kapelle 1906 auf die gegenüberliegende Liegenschaft «Rosenhof» der Familie Lusser (südlich des Pulverturms) versetzt werden. Es handelt sich um einen Kuppelbau mit kreisrundem Grundriss und spitz behelmter Laterne. Sein Portikus ruht auf zwei toskanischen Säulen, das Gebälk ist mit Triglyphen verziert. Im Giebelfeld befindet sich ein Relief mit dem Auge Gottes in einer Strahlenwolke. Ein grober, ockerfarbener Verputz überzieht die Kapelle, die Kuppel ist mit Blechschindeln gedeckt (Abb. 56).

Ein vergitterter Bogen gibt den Blick ins Innere frei, dessen Bogenfeld die ligierten Buchstaben «MAR» (für «Maria») zeigt. Das Innere ist schlicht, die Kuppel als blauer Himmel mit goldenen Sternen gefasst. Der Marienaltar besteht aus einer halbrunden Rahmenarchitektur, die seitlich von je zwei toskanischen Säulen getragen wird und deren Gebälk sich um die zentrale Muttergottesfigur schwingt. Die durch Bogen und Schenkel offen gestaltete Konche wird im Bogenscheitel von einem Schwert durchstossenen Herzen Mariens bekrönt. Bei der Figur dürfte es sich mit höchster Wahrscheinlichkeit um eine tirolische Schnitzfigur aus der Zeit der Versetzung der Kapelle um 1906 stammen, der Altar weist klassizistische Verzierungen auf.

Die Gestaltung der Kapelle geht auf den Typus des Rundtempels zurück, wie er schon in der Antike verbreitet war und als dessen Ausgangspunkt das Pantheon in Rom gelten kann. Aufgrund der stilgerechten Ausgestaltung der Kapelle mit klaren klassizistischen Formen kann ein ausgebildeter Architekt – oder zumindest ein bereister Laie – als Erbauer vermutet werden.

Der Wormserputz, der unüberstrichen war, stammte aus der Zeit der Versetzung. Der gelbliche Farbton entstand durch die Beigabe von farbigen Sanden. Der Putz war insgesamt mürbe und partiell von Algen befallen. Auf Wunsch der Denkmalpflege wurde er gereinigt und repariert und konnte so als wertvolle Bausubstanz erhalten bleiben.

Der ursprünglich steinsichtige Sandstein wies viele alte und neue Schäden und Reparaturen auf. Dies war wohl Grund dafür, dass er mehrfach deckend überstrichen wurde. Reste von verschiedenen Farbspuren konnten festgestellt werden. Es war schon zu Beginn der Restaurationsarbeiten davon auszugehen, dass über die zahlreichen Flickstellen ein kaschierender Lasuranstrich erfolgen muss. Die Sandsteinteile wurden mehrheitlich belassen und – wo notwendig – instand gesetzt.

Die Blechschindeln auf der Kuppel waren in einem roten Farbton gestrichen. Sie waren jedoch durch das allmähliche Rosten nur noch hauchdünn, so dass nach Einschätzung des Spenglers nur eine Neueindeckung eine dauerhafte Lösung darstellte. Auch die Dachschindeln der Laterne und die Wetterschenkel der Laternenfenster waren verfault und mussten ersetzt werden. Nachdem der Holzbauer die Blechschindeln entfernt hatte, kam die darunterliegende Holzkonstruktion zum Vorschein. Diese war in einem derart schlechten Zustand, dass die Kuppelkonstruktion repariert und das ganze Unterdach neu konstruiert werden musste – für die Zimmerleute eine besondere Herausforderung und eine interessante Aufgabe. Auf das Unterdach kamen dann die neuen Blechschindeln, die wiederum rot gestrichen wurden.

Innen war die Kuppel mit Dispersionsfarbe in einem milchigen Grünblau bemalt. Mit den sich darunter befindenden zwei wasserlöslichen Leimfarbenfassungen war der Farbenaufbau anstrichtechnisch sehr problematisch. So baute sich mit der Zeit eine Oberflächenspannung auf, die bei der Dispersionsfarbe zu Farbabplatzungen führte. Die mit Bronze aufgemalten Sterne waren stark oxidiert. Die Kuppel wurde gereinigt und repariert, die Wände neu gemalt.

Die Holzbauteile des Altares wiesen einen Holzwurmbefall auf, der mittels Begasung bekämpft wurde. Die stark ausgetrocknete Holzoberfläche wurde gereinigt und regeneriert. Die Marienfigur mit Kind wurde wegen verschiedenen Fassungsschäden gesichert und retuschiert.

Die klassizistische Karlskapelle beim Rosenhof ist ein wertvoller Zeitzeuge und durch die Standortverschiebung

Abb. 56
Zug, Zugerbergstrasse 12, Kapelle St. Karl. *Ansicht von Norden.*

eng mit der Siedlungs- und Verkehrsentwicklung von Zug verbunden. Die typologischen Eigenheiten der Rotunde, die originale Bausubstanz und die geschichtsträchtige Lage rechtfertigen die Unterschutzstellung wie auch die aufwändige Restaurierung im Jahr 2009. Aufgrund des grossen geschichtlichen und typologischen Wertes wurden die denkmalpflegerelevanten Restaurierungskosten vollumfänglich subventioniert.

Ass.-Nr. 852b.
Denkmalpflege: Georg Frey und Monika Twerenbold.
Planung: Fontana & Fontana, Rapperswil Jona.
Literatur: KDM ZG 2, 322. – INSA Zug, 540.